

Andreas Sommer

# Der Kuss des Messias

## Roman

**Ausgewählte Kapitel in der Rohfassung,  
v o r Überarbeitung und Lektorierung!**

Selten tritt dem Weisen  
das Schicksal in den Weg.

*Seneca*

Ich liebe Joshua!

*Nada*

## Weihnachten

Nie kommt sie an: im weihnachtlichen Schaufenster schiebt sich die Lokomotive, vier schuhkarton-grosse Waggons im Schlepptau, über ihr endloses Geleise. Nach der Geraden entlang der Glasscheibe biegt der Zug ins Tunneldunkel des verzuckerten Berges, taucht wie selbstverständlich wieder auf und tuckert beim Wäldchen am Hexenhaus vorbei, wo Hänsel und Gretel die Hexe gerade in den Ofen stemmen. Nur puppengross sind die beiden, aber für die Hexe sieht es bö's' aus. Im ersten Wagen sitzt ein bisschen steif der Nikolaus und winkt mit seinem mechanisch animierten Arm, auf und ab, auf und ab. Keine Sekunde vergisst er sein Lächeln. Violett, blau, rot und gelb glänzen die Pakete in den Wag-gons hinter ihm. Auf der Bergspitze hat das schöne Schneewittchen seine Zwerge um sich geschart. Hans im Glück jongliert mit seiner goldenen Kugel, von durchsichtigen Plexiglasstäben in der Schwe-be gehalten. Wie froh er lacht! Das Dornröschen, bereits wachgeküsst, strahlt seinen Prinzen an, aug-enfällig überzeugt, dass hundert Jahre Warten sich gelohnt haben... Brav und ewig zieht der Zug sei-ne Runden, ob es dem halbnackten Teufel passt oder nicht – der lehnt grinsend am blaubespannten Hintergrund. Passend zu seinen drei goldenen Haaren stösst er einen güldenen Dreizack rhythmisch vor- und zurück. Man traut ihm zu, dass er sich ein Paket aufspiesst, führe des Nikolaus' Zug nur ein klein wenig näher vorbei. Ach, und dort: Aschenputtel, die Arme! Hockt, den Kopf schüttelnd, am

Boden und fingert sich mühselig die Erbsen. Aber Sankt Nikolaus hält nicht, muss fahren und fahren, winken, winken, Runde um Runde...

Es ist Abendverkauf, zehn vor neun, dann schliessen die Geschäfte. Kaum jemand lässt sich noch zum Staunen verleiten. Die Erwachsenen hasten vorbei, jede Minute zählt, und jenes kleine Mädchen, das stillstehen und schauen möchte, wird von der Mutter weitergezerrt – noch den Schal für Schwester Emilie bei *Kalberer*.

Um neun Uhr zwei passiert es, wiewohl niemand es bemerkt. Der Dreizack in Teufels klammer Hand springt aus der Halterung und senkt sich um einige Zentimeter. Wie der Weihnachtsmann auf seiner nächsten Runde vorbeikommt, verfängt sich ein Zacken an seinem Ärmel. Nikolaus schwankt bedenklich. Er kann sich zwar im letzten Moment los reißen, aber nun lehnt er unerlaubt weit aus seinem Gefährt. Von stoischer Lebenshaltung grüsst er trotz arger Schräglage weiter. Offensichtlich weiss er nicht, dass kein Unglück allein kommt. Es kommt aber der Tunneleingang, wo sich sein winkender Arm verklemmt und es ihn auf den Rücken wirft. Der Zug reisst ihn ins Dunkel. Dort geschieht weiteres, keine Zeugen sehen es. Jedenfalls kommt Nikolaus barhäuptig heraus und sein Arm schleift neben dem Wagen dahin. Erste Passanten bleiben stehen, die Ansammlung wird rasch grösser.

Jemand lacht schallend. Nikolaus mitgeschleppter Arm wird dem nah am Geleise platzierten Hänsel zum Verhängnis. Gnadenlos erfährt er, wie schnell einem der Boden unter den Füssen weggerissen werden kann. Er kippt aufs Geleis und zieht auch seine Schwester ins Elend. Beim Publikum steigt die Heiterkeit. Ein Dicker ist bereits ausser sich vor Lachen. Der Junge neben ihm, der mit erschrockenen Augen zusehen muss, wie es Gretel aufs Gesicht schlägt, weint. Aber der Dicke ist lauter.

Um Viertel nach neun erhält Sophia Weissner, die im Dachstock der *Grands Magasins Bonnard* Entwürfe für die Osterschaufenster skizziert, den Anruf vom Rayonchef der Parfümerie im Erdgeschoß.

»Gott sei Dank, bist du noch im Atelier! Musst kommen, sofort! Im Schaufenster beim Westeingang läuft eine Katastrophe.«

In dieser Minute stösst David Amiesch, der im *Camera* Schlöndorffs Film *Die Blechtrommel* gesehen hat, zum kreischenden Aufmarsch. Vor drei Stunden bereits war er hier vorbei und verspätet zur Vorstellung gekommen, weil er die Märchenwelt ausgiebig bewundert hatte; als Puppenspieler kreierte er selber Figuren. Aschenputtels traurige und des Teufels hämische Mimik hatten ihn entzückt. Die Zerstörung, die unaufhaltsam fortschreitet, macht ihn starr vor Entsetzen; auch nervt ihn das schadenfreudige Gelächter. Eine anrührende Märchenwelt wird hinter der Scheibe zerfetzt. Wie konnte man das komisch finden und höhnisch kommentieren? Unbarmherzig schaufelt die Lokomotive den Hänsel über den Schienenstrang, um ihn nach der Kurve von sich weg über Aschenputtels gekrümmt liegenden, aufgerissenen Leib zu stossen. »Immer feste drauf, geile Stellung«, dröhnt einer der Voyeure und wird mit Gewieher belohnt. Der hinterste Waggon ist mittlerweile aus den Schienen gesprungen und umgekippt, bleibt aber angekuppelt und wird unbarmherzig mitgeschleppt. Ein letztes Paket kullert dem Prinzen in die Beine und bringt ihn zu Fall. Den Kopf verdreht, als sei ihm von Mörderhand der Garaus gemacht worden, läuft der Weihnachtsmann langsam aus. Er hinterlässt eine Spur brauner Stopfspäne...

Das Amusement der Menge ob des Spektakels ist gross, und die Spannung steigt. Wird der nachholpernde Wagen, der jedes Mal am Tunneleingang aufschlägt, bei der nächsten Runde das Schneewittchen vom Berg schütteln? «Jjjaaaaaah...nnn...nnneein!«, stöhnt die Meute, als die Schwankende im letzten Moment die Balance wahr.

»Gleich wirst du die Bescherung sehen«, keucht Hondrich und drängt sich und Sophia durch die Gaffenden, die soeben mitbekommen, wie die Lokomotive gespenstisch lautlos den Kopf des im Tunneleingang verkeilten Schneewittchens abreisst. Die Menge grölt und klatscht.

Sophia schubst einen Mann beiseite, der ihr die Sicht versperrt.

»Ich bin von *Bonnard*«, schreit sie.

«Entschuldigung», hört sie ihn brummen. Dann sieht sie das groteske Chaos, das über Weihnachten hereingebrochen ist.

Zwei Zwerge kullern vom Berg auf die Lokomotive, die sich festgefahren hat.

»Der Teufel steht noch!«, kreischt jemand.

»Wann geht's wieder los?«, ruft eine Frau durchs Gelächter, offenbar im Glauben, das Geschehen sei eine raffiniert automatisierte Show.

Sophia könnte weinen. Ein weiterer Zwerg stürzt ab. Wie ausgeblutet liegt Nikolaus' Stoffhülle schlaf auf dem Waggon. Sie könnte wirklich heulen, aber irgendwie gönnt sie diesem blutrünstigen Publikum nicht, dass es ihre Gefühle mitbekommt.

«So lacht doch alle, lacht euch alle tot«, schreit sie empört, wendet sich um und prallt auf den Mann, der ihr vorhin die Sicht verstellte hatte. In seinen Augen stehen Tränen.

»Warum lachen Sie nicht?«, herrscht sie ihn an, »Sie Gefühlsdussel! Wohl zu sensibel, um zu Lachen!«

»Bin einer, ja!«, sagt der Unbekannte. Er rückt nicht zur Seite und blickt sie an. Sophia starrt zurück. Sie ist verblüfft und misstrauisch gleichzeitig: ob sich in seiner Antwort Zynismus verbirgt? Doch in seinen blauen Augen liegt – was? Etwas wie Betrübnis? Sie entzieht sich diesen Augen. Aufgewühlt und den Tränen nah, fühlt sie sich zu unsicher, um dem Blick Stand zu halten.

»Ach! Lassen Sie mich durch!«, herrscht sie ihn nochmals an.

»Haben Sie damit zu tun?«, fragt er, ohne wegzurücken.

Hastig sagt sie: »Ja, das ist mein Job hier, aber bitte lassen...«

»Sie sind wunderschön, die Figuren. Und Aschenputtels Gesicht ist meisterhaft. Ich war am frühen Abend schon da.«

Sophia stutzt und blickt wieder auf. Wirklich blau die Augen, verdammt gute blaue Augen, denkt Sophia, und sagt abwehrend:

»Ich hab es für Kinder gemacht, das Arrangement!«

»Das sieht man's. Meine Kindheit will nicht enden.« Er lächelt. »Den Teufel find' ich noch bravourser, der Beste!«

Dass er unter den zwei Dutzend Figuren ihren Favoriten hervorhebt, beeindruckt sie. Im Ausdruck dieser Figur ist eine Vitalität, die vergessen macht, dass die Gesichtszüge eigentlich starr sind. Diese blauen Augen können schauen, gut schauen, schießt es ihr durch den Kopf, und sie hätte sich ein Lächeln gegönnt, wenn der Menge nicht im selben Augenblick ein kollektives «Ohhh!» entwichen wäre. *Was ist jetzt noch passiert? Ich ertrage keine Schadenfreude mehr!*

Aber da sieht sie, dass die Beleuchtung im Schaufenster erloschen ist. Irgendjemand muss den Schlüssel gefunden oder die Schaltuhr überlistet haben. Ein Geschiebe vom Fenster weg setzt ein, das Menschenknäuel drängt auseinander. Aus dem Gerangel zweier Burschen setzt es einen Stoss ab, und unversehens wird sie in den offen hängenden Mantel ihres Gegenübers gepresst. Sophia! Schon auf Tuchfühlung, was! spottet ihre innere Stimme. Es ist aber nicht Tuch, sondern warmer Körper, was sie wahrnimmt.

«Sorry«, sagt sie und ärgert sich sofort, weil sie den Gebrauch dieses Wortes peinlich findet.

»Endlich ist das Licht aus, gut!«, sagt der Mann, »ich heisse David.«

Er hält ihr förmlich und etwas linkisch, weil der knappe Raum zwischen ihnen nichts Eleganteres zulässt, die Hand hin. Flüchtig streift Sophia seine Finger.

»Weissner... Sophia«, murmelt sie und der schnelle Einfall, sich sofort umzudrehen und der Begegnung hier und jetzt ein Ende zu setzen, wird von der beruhigenden Einsicht ausgehebelt, dass er jetzt dran ist... Er muss etwas sagen. Aber ja keine Anmache!

»Schauen Sie mal, das Mädchen, schau, Sophia!«, sagt er.

Nasenspitze und Handflächen an der Scheibe starrt ein Kind mit roter Kappe ins dunkle Innere. Unbeweglich steht und starrt es:

»Nikolaus tot, alles tot.«

Einige Meter entfernt wartet der Vater, vermutlich der Vater, ohne jedes Zeichen von Ungeduld, als gelte es, dem Kind alle Zeit der Welt zu geben, bis es sich vom geliebten verstorbenen Grossvater verabschieden könne.

»Nikolaus tot, alles tot«, sagt das Kind.

«Ich müsste eine Plane vorhängen«, murmelt Sophia und vermerkt eine Erleichterung, die ihr unsinnig bedeutsam vorkommt: *Keine Sprüche! Recht gut, der Kerl... Was bin ich arrogant! Prüfe ihn, ob er als Braten taugte. Wie die Hexe den Hänsel. Ich möchte...*

Derweil überlegt sich David – scheinbar beobachtet er konzentriert das Kind – ob er die beste Dummheit seines Lebens wagen soll. Ob er dieser Frau jetzt, jetzt gleich sagen soll, dass er soeben alle seine Ansichten, was Liebe auf den ersten Blick angeht, entsorgt hat. Vorhin war sie nah daran gewesen, wegzulaufen, das hatte er genau gespürt. Er ist zweiunddreissig und seine Instrumente für Situationen wie diese wären eigentlich ganz passabel. Die witzige Wendung, die sie zum Lachen reizen könnte oder die einfühlsame Frage, aus der sich das Gespräch weiter ziehen liesse – er hätte sie

schon bei der Hand. Er hört doch seinen Einflüsterer, der ihm Vorschläge unterbreitet, die zumindest Zeitgewinn einbrächten. Aber da ist ein zweite Stimme, die ihn mit exaltierter Unvernunft traktiert: das ist ein grosser Augenblick, David. Du stehst der Liebe deines Lebens gegenüber. *Mist. Kitschiger Nonsense!* Aber sein Einspruch wirkt nicht. Im Gegenteil befällt ihn plötzlich die Angst, das Schicksal könnte ihn als zu leicht befinden und das Angebot zurückziehen...

Er schaut Sophia an: ein grüner Blick. Halt mich aus, sagt er. Klar ist ihr Gesicht. Sei ehrlich, fordert es. Ihr Mund ist schön. Meine Küsse sind nicht harmlos, macht er kund. *Was bin ich ein tumber Trottel*, denkt er.

Aber das gnädige Schicksal hat offensichtlich den Entschluss gefasst, David zu erlösen. Es setzt ein Zeichen: Sophias Lippen zeigen ein Lächeln. Es beruht auf Sophias Einsicht, dass Sankt Nikolaus' Chaos keinesfalls zufällig, sondern in der Absicht inszeniert wurde, dass sie diesen David kennen lernen soll. Im Übrigen riecht er gut. Und seine Stimme tut ihr wohl. Und sein Blick war eindeutig verwirrt. Sie lächelt und sagt:

»Das reine Chaos!«

David muss sich räuspern und deutet aufs Schaufenster:

»Dort drin?«

Sophia schüttelt den Kopf, aber sagt: »Ja, ich muss es zuhängen. Ist mir schleierhaft, wie das passieren konnte... Schön, dass du nicht mitgelacht hast.« Sie wird rot, jedenfalls glaubt sie das zu spüren.

»Ach, ich könnte dir helfen. Ich meine, beim Zuhängen.«

Sophia zögert. Zu lächerlich! Seine Hilfe anzunehmen bedeutet doch nicht alle Welt! Warum kann sie die Vorstellung nicht verscheuchen, sie entscheide jetzt, ob sie ihn für immer in ihr Leben einlassen wolle... Was ist bloss mit mir los?

»Macht mir nichts aus, im Gegenteil«, bekräftigt David.

»Also, gehen wir! Mir macht es auch nichts aus«, lacht sie, von plötzlicher Heiterkeit erfasst, »im Gegenteil.« *Und schnuppe ist mir, ob ich rot anlaufe*, denkt sie.

Die *Rayons* des Erdgeschosses liegen bereits im Dunkeln. Die wenigen Nachspots reissen harte Schlagschatten auf die Lauffläche zwischen den Korpussen. Sophia lotst David zum Aufzug. Aus den Gestellen der Papeterie taucht Pagano, der Nachtwächter auf. Alle lieben sie Enrique Pagano, dessen Musettes auf dem Akkordeon jedes Betriebsfest bei Bonnard zumindest musikalisch retten. Er spielt gut, aber er übt ja auch in vielen nächtlichen Dienststunden, geborgen zwischen Damenmänteln und Sportjacketts; Einbrecher wären zwar gewarnt, aber ihre kriminelle Energie könnte sich bei diesen herzerreifenden Töne niemals entfalten...

Der Lichtstrahl seiner Stablampe wischt über ihre Schatten. Wie er Sophia erkennt, salutiert er mit pompöser Gebärde. Und weg ist er. Sie steigen in den Aufzug.

»Joshua! Es war wirklich eine Fahrt senkrecht in den siebten Himmel!«, wird es David fünfzehn Jahre später seinem Sohn schildern. Lachend wird er es sagen, weil Joshua, der dreizehnjährige Joshua, amüsant erzählte Geschichten bevorzugt, aber in Davids Herz wird schmerzhaft Wehmut sein.

»Ich kann mir dich gar nicht verliebt vorstellen«, wird Joshua zurückgeben«, ich stelle mir das peinlich vor.« Pein wird David heraushören und wird sich erinnern, dass es schön, aber auch peinigend gewesen war, weil er nicht fassen konnte, was ihm geschah.

Vier weitere Jahre später wird derselbe Joshua, nun siebzehnjährig, von Sophia in Bastide d'Anglois deren Version der Fahrt hören:

»Ich sprach kein Wort, er keines. Auf meiner Stirn spürte ich seinen Atem und ich dachte bei mir, dass die Liebe einen Atem hat. Es war alles zu mächtig für mich.« Jenes Mal wird es Joshua sein, den die Wehmut quälen und der nach langem Nachsinnen sagen wird:

»Trotzdem hast du meinen Vater verlassen.« Sophia wird in langes Grübeln versinken, bis sie antworten wird:

»Vielleicht weil ich feige war. Weil mir meine Mutter tausendmal geschmeichelt hatte, wie vollkommen mein Gesicht sei. Vielleicht, weil ich Angst vor dem Schlimmsten hatte... Auch wegen Davids erster Frau, du weisst es ja. Aber vielleicht musste es sein, damit du, Joshua, auf die Welt kommen konntest!«

»Scheiss drauf«, wird Joshua sagen, um mit dieser Grobheit seiner Gefühle Herr zu werden.

Grell überfällt sie das Licht, wie sie aus dem dunklen Korridor ins Atelier treten. Spots an den Balken bestrahlen einen überlangen grünen Tisch. Am entfernten Ende der Platte thront pompös und blau ein meterhoher Osterhase und starrt ihnen entgegen.

»Ach, hab' ich mir gedacht!«, grinst David.

»Was?«

»Dass du schon einen Freund hast! Und schön ist er auch!«

Sophia eilt dem Tisch entlang zum Hasen, »ich stelle euch einander vor«, ruft sie, legt den Arm um ihn und ihren Kopf an sein Riesenoehr: »David, das ist Eduard, unter Freunden Edi, und, Edi, das ist David, mein...«, um anzuhängen, um tatsächlich anzuhängen: »...mein Mann.«

«Oh«, sagt David, zögert, murmelt: »Du bist mutig«.

»Verrückt.«

«Bist du nicht... Frau«, erwidert David.

Stumm stehen sie da, weit auseinander, zwischen ihnen die grüne Tischfläche übersät mit Folien und Papieren, Tuben, Stiften, Pinseln, und Scheren... Schliesslich murmelt Sophia mit Blick zum Hasen:

«Edi, verrate es mir. Ist der dort auch verrückt?«

»Frag' doch mich!«, ruft David.

»Fragen? Dich? Was? Wo?«

»Alles! Auf halbem Weg!«

Sophia lacht. Einen Stuhl hinter sich her ziehend bewegt sie sich auf David zu, der einen Hocker packt und ihr entgegen kommt.

«Da wären wir«, sagt er.

Sie berührt seine Hand, schweigt und überlegt –

»Das Aschenputtel. Der Teufel. Wieso hast du sie so genau betrachtet«

«Berufskrankheit. Man beobachtet die Konkurrenz.«

Sophia guckt verblüfft. «Moment! Ach! David! Du bist David Amiesch vom Puppentheater am Stadt-wall? –

»Der, ja. Die Leitpuppe.«

»Das muss ich erst verkraften. Du brauchst meine Köpfe nicht zu loben, ich hab' das nie gelernt.«

«Deine sind besser als meine.«

»Nein.«

»Doch. Viel besser.«

»Meinetwegen. Glaube es trotzdem nicht. Dann frage ich dich: Bist du bescheiden?«

«Nicht wirklich. Auf meine Stücke bilde ich mir was ein, aber nicht auf die Puppen und Marionetten.«

«Aber du hast Erfolg, ich lese davon... dein Weihnachtsspiel!«

«Erstaunlich! Wird schon Tradition, dass sie es am Vierundzwanzigsten bringen. Ein Puppenstück im Fernsehen als Quotenbringer, ich fasse es immer noch nicht.«

»Ich habe nur gelesen, dass du die Geschichte, Kleine Mär im Advent, gell? ganz anders erzählst. Sehr provokativ. Aber gesehen hab ich es nicht.«

»Ach, du bist die, die immer abschaltet.«

»Was ist mit den drei Weisen? Sie raten dem Kind ab, der Messias zu sein?«

»Ja, sind eben weise. Nächste Frage bitte...«. In Davids Mimik zeigt sich Unbehagen. Ob es ihm peinlich ist, dass sein Erfolg als erstes aufs Tapet gekommen ist? Aber wenn ihm das Thema unangenehm ist, dann – Sophia gibt sich einen Ruck.

»Jetzt wird es ernst«, sagt sie, »bist du verheiratet oder sonst verbandelt?«

»Nicht mehr«, sagt David.

»Mmh, geschieden?«

»Meine Frau ist gestorben.«

Um Mitternacht weiss Sophia einiges. Dass seine Frau vor vier Jahren an Leukämie gestorben ist. Dass er sie während acht Monaten gepflegt hat. Dass er keine Freundin hat. Dass er, wenn immer er weg kann, im Languedoc ein Einsiedlerleben führt und eine Ruine renoviert. Dass er gerne kocht. Panik davor hat, dereinst eine Brille tragen zu müssen. Zweimal bei einer Prostituierten war! Davon träumt, ein Theaterstück, ein richtiges Stück für richtige Schauspieler zu schreiben. Dass er zwei- und dreissig ist.

Aber eigentlich hat sie noch mehr erfahren, nämlich was sie spürte: Seinen Humor, federleicht weil ohne Sarkasmus! Nirgends eine Spur von Besserwisseri. Die Ernsthaftigkeit, mit der er sich seinen

widersprüchlichen Wesenszügen stellt. Dass er die Menschen mag, lieber gibt als nimmt. Und dass er aus einer sinnlichen Mischung von Melancholie und Lebenslust besteht. Letzteres entzückt sie...

Im Übrigen ist er schlank, fast hager. Seinem Gesicht gibt das entschlossene Konturen, verstärkt durch klar gezogene Brauen. Ein leichter Schwung läuft über seine Nase. Seine Lippen wirken weich, wenn sie ruhen, aber fest, wenn sie Silben formen. Sophia befindet, dieser Mund müsse eine Folge seiner angenehmen Stimme sein, die seinen Lippen diese reizvolle Konsistenz einmassiert hätte.

Unvermittelt erinnert sie sich an die Plane, die zu holen sie hierhin gekommen waren. Sie möchte das Fenster unbedingt noch diese Nacht verhängen, sagt sie David.

«Ich könnte es für dich machen, damit du das Desaster nicht nochmals anschauen musst», erwidert er. Sie wehrt ab. Aber erledigen möchte sie es gerne sogleich. Aufstehend ruft sie dem Hasen zu: »Und dann darf er mich verheören, gell Edi!«

Erst als die Tücher gespannt sind, knipst sie die mitgebrachte Spotlampe an und lässt sich neben dem Teufel nieder. Der steht, als sei nichts gewesen. Im märchenhaften Bühnenbild wirken die zerfetzten Figuren umso massakrierter. Abgeschlachtet liegen sie herum. Es sind nur Puppen, besänftigt sie sich und nimmt das Aschenputtel auf den Schoss. Dessen einst belebte Mimik mutet jetzt maskiert an. David setzt sich neben sie. Unter Paketen zieht er den Hänsel hervor, setzt ihn sich aufs Knie, pustet ihm Stopfmehl vom Wams und studiert dessen Gesicht. Kein Wort fällt. Man könnte meinen, nicht nur David und Sophia, sondern auch Hänsel und Aschenputtel schwiegen. Einige Minuten verstreichen. Da dreht Hänsel, von Davids Hand geführt, seinen Kopf zu Aschenputtel und spricht mit der von David geliehenen Stimme:

»Das war brutal. Aschenputtel? Hörst du mich? Lebst du noch?«

Ob sie Davids Animation rührt oder erschreckt? Sophia weiss es nicht. Jedenfalls scheut sie davor zurück, auf sein Spiel einzugehen. Die Zerstörung bedrückt sie zutiefst. Unzählige Stunden hat sie an den Figuren gearbeitet. Aber das ist es gar nicht! Es ist die Zerstörung, die hier um ihrer selbst willen triumphiert hat. In dieser zermalnten Miniaturwelt spiegelt sich, was sie an der grossen Welt ängstigt: Gewalt gegen das Leben, Lieblosigkeit allüberall... Wie sich die Menge ergötzte! Aber er nicht, David nicht! Stand mit Tränen da. Und wie zärtlich er den Hänsel zum Leben erweckt. Der ist mittlerweile von Davids Knien gerutscht und neigt sich teilnahmsvoll dem Aschenputtel entgegen.

»Sag' was, Aschenputtel! Bist du schlimm verletzt?« Dabei deutet er auf dessen aufgerissenen Leib. Jetzt gelingt Sophia der Einstieg. Sie lässt Aschenputtel zusammensinken.

»Au, aaaa! Fast wäre ich gestorben! Aber ich will nicht klagen. Das Schneewittchen! Schau! Den vergifteten Kamm hat es überlebt, aber jetzt ist sein Kopf ab!«, klagt Sophias Stimme für die Puppe.

»Schrecklich! Der Hexe hätte ich es ja gegönnt. So ungerecht geht's in der Welt, zum Verzweifeln. Aber deine Wunde, Aschenputtel, die braucht Behandlung! Warte mal...« – David gibt dem Hänsel die Schleife eines Paketes in die Hand – »da, ein Verband! Lass mich, das hilft. Musst fest dran glauben, dann kommt es gut.«

»Oh! Ah! Danke! Wie wohl mir das tut. Ein Doktor bist du ja!«

»Bin ich nicht! Auch kein Prinz! Weiss schon, dass da einer ist! Wird dir schöne Kleider schenken und schöne Schuhe. Kann ich nicht. Bin arm.«

»Schäm' dich, Hänsel, so von mir zu denken. Darauf schaue ich nicht. Auf ganz anderes kommt's mir an.«

Davids Stimme gibt Hänsels Skepsis wieder: »Man weiss ja nie. Hab' bis heut' eher das Gegenteil erfahren.«

»Dann frag' mich doch, David... Hänsel mein' ich, wenn du wissen willst, wie ich es mit den Prinzen halt'. Brauchst mir nichts unterzuschieben!«

»Also gut. Sei's drum. Fragen will ich gern.«

David bettet die Figur auf seinen Schoss, blickt Sophia an und fragt mit normaler Stimme:

»Wie also steht es mit den Prinzen in deinem Leben, Sophia?«

»Nur kleine!« – Sie weist sie auf die Figur vorm Dornengestrüpp –, »wie den da. Aber einmal hatte ich wirklich einen aus dem Adel. Am Bombardement seiner Briefe und Geschenke gemessen war er leidenschaftlich in mich verliebt. In München, da bin ich aufgewachsen. Neunzehn war ich. Meine Mutter war ganz begeistert und ich zumindest geschmeichelt. In allem war er schnell. Wie er redete, wie er sein Cabrio fuhr, und kaum hatte er von mir gehört, dass ich ab und zu einige Ferientage bei Verwandten in Montresa verbrachte, kaufte er sich dort ein luxuriöses Chalet. Sieben Schlaf-, sieben Badezimmer. Für mich als sein Schneewittchen. Es war ja auch sein siebter Wohnsitz! Und wir konnten uns gerade mal zwei Monate. Im Wirbel, den er verursachte, wurde ich einfach mitgerissen. Par-

ties, Amusement, dahin, dorthin. Er war auch wirklich lustig! Stellte mich seiner Familie vor, mit allem drum und dran. Sein Vater gestand mir, seinen Sohn noch nie so glücklich gesehen zu haben. Achtundzwanzig war er, sprach davon, dass er jetzt eine Familie gründen und Kinder haben wolle und nach fünf Monaten machte er mir tatsächlich einen Heiratsantrag. Ich wich aus, aber war doch sehr beeindruckt, im Übrigen auch deswegen, weil er mich nie bedrängte, mit ihm zu schlafen.

Sophia überlegt, ob sie noch mehr erzählen soll, aber sie endet knapp: »Dann machte ich Schluss.«

»Du? Warum? Ganz plötzlich?«

»Weil ich eine Mimose bin, deshalb!«

»Ich weiss von Mimosen nur, dass sie keine Dornen haben, um sich zu schützen.«

«Willst du es wirklich wissen? Eigentlich ging es um eine Bagatelle. Er erwischte im Rinnstein eine Pfütze und bespritzte eine ältere Frau auf dem Gehsteig. Die war auffallend kleingewachsen.»

»Du meinst, er fuhr absichtlich in die Pfütze?«, fragt David.

»Nein, das nicht. Aber er blickte in den Rückspiegel und sagte: Da hilft auch Begiessen nicht, die bleibt klein.«

David hat wieder die Szene vor Augen, wie sie ihn inmitten schadenfroher Zuschauer ausser sich vor Empörung angeschrien hatte: So lachen Sie doch auch! *Deine Radikalität, Sophia, wie mich die anzieht. Empfindsam und verbindlich wie du bist...*

Er hört Sophia sagen: »Das hätte ich dir nicht erzählen sollen. Ich bin einfach überempfindlich. So kann man nicht leben, nicht in der Wirklichkeit.«

»Man könnte... wir könnten es trotzdem versuchen.«

»Nein, ich war so überheblich. Ich bin nicht stolz auf mich. Er meinte das ja nicht böse, witzig wollte er sein, es rutschte ihm bloss mal so raus. Aber ich ertrug es einfach nicht. Nicht von dem Menschen, dem ich ein Leben lang verbunden sein würde.«

David schaut Sophia an, als ob sie ihm ein Versprechen gegeben hätte. Dieser kleine braune Fleck beim Ohr. Noch gar nicht bemerkt. Deine Verletzlichkeit...

»Schau mich nicht so an!«, wehrt sie.

»Gilt das Verbot ab sofort?«

»Ach, komm! Du weisst schon! Was siehst du überhaupt?«

»Uns«, sagt David.

Schritte eines Spätheimkehrers oder Frühaufstehers hallen aus den Arkaden hinter der verhängten Scheibe; es schlägt zwei Uhr.

»Uns«, hatte David gesagt und Sophia hatte überlegt, warum ihr dieses waghalsige *uns* so angemessen vorkam und woher ihre Gewissheit kam, David immer schon gekannt, nur nicht von ihm gewusst zu haben.

In den nächsten Tagen stürzen sie aufeinander zu. Die Tage sind endlos lang, weil beide ignorieren, dass ein Tag mit Nacht nur vierundzwanzig Stunden umfasst. Sie wandern durch ihre Vergangenheit, tanzen durch ihre Gegenwart, schweben durch ihre Zukunft. Ein Mann, eine Frau, die Liebe.

David hilft Sophia, die Märchenwelt des Schaufensters wieder auferstehen zu lassen. Und Sophia kommt nicht aus dem Lachen heraus, wie sie Davids widerspenstigen Daumen beobachtet, der missmutig abgespreizt jede Unterstüzung beim Zunähen von Nikolaus' wieder schön gerundetem Bauch verweigert.

»Er kann nichts dafür«, verteidigt ihn David, »er kriegte zu wenig Liebe. Man verbot mir, ihn in den Mund zu stecken.«

»Schlimm, der arme Daumen.« Ihr Bedauern ertrinkt in einem neuerlichen Lachenfall, bis sie es wagt, sich auf David Schoss zu setzen – es ist das erste Mal, dass sie das tut – seine Hand zum Mund führt und den Daumen verschlingt. Es dauert nur Sekunden, bis sie wieder aufspringt.

Kurz danach öffnet sie ihm ihr Mädchenzimmer in München, in dem sie daumenlutschend wach lag, gepeinigt von Todesangst, weil auf einem Röntgenbild ihrer Lunge nicht erklärbare Schatten entdeckt worden waren. Vierzehn war sie. Lange Winterwochen über fand sie bis in die Morgenstunden keinen Schlaf. Häufig setzte sie sich ans Püttchen am Fenster, das in einen Innenhof ging, und zwang sich zu Einträgen ins Tagebuch. Auch Gedichte schrieb sie. Aber wenn sie sich selbstbeobachtend wahrnahm, wie sie da sass und sinnend am Stift knabberte, das schwarze Fenster vor sich, wuchs das Gefühl von Verlassenheit ins Unerträgliche und sie flüchtete zurück ins Bett. Nur einen Trost gab es, und den entdeckte sie erst gegen Frühjahr. Öffnete sie das Fenster, schwebten in der Morgendämmerung sem-

melweiche Düfte aus der Backstube der Bäckerei gegenüber zu ihr hinauf. Dann endlich schlummerte sie ein und verschlief, denn Sarah, ihre Mutter, ging früh aus dem Haus.

«Wusste Sarah von deinen Nächten?», fragt David.

»Meine tüchtige ehrgeizige Mutter? Meine reibungslos funktionierende Mutter? Die Ärzte hatten ja gesagt, wir sollten uns keine Sorgen machen! Man müsse das beobachten, eine akute Bedrohung sei allerdings gegeben! Weisst du, David, mit zwölf hatte ich mir mal boshaft zusammengereimt, dass allein erziehend, wie meine Mutter ja war, wohl meint, das Kind möglichst allein zu lassen...«

Auf einem späteren Röntgenbild war plötzlich nichts mehr zu sehen. Sie war zwar erleichtert, aber auch enttäuscht, denn ihre Ängste waren zum idealen Nährboden geworden für schwermütige Fantasien über ihr tragisches Schicksal. Ein Bild zog sie magisch an: Sie lag bleich und bildschön auf dem Sterbebett, da ging die Türe auf und ihr unbekannter Vater trat hinzu, auch er schön, aber blass vor Reue. Nun war sie gesund, nichts von Bedeutung war gewesen, die Ängste im Rückblick nur melodramatisch. Das Schicksal hatte ihr sozusagen die besondere Wendung verweigert. Zwei Jahre lang streunte sie herum, mehr eine verwilderte Katze denn eine junge Frau. Aber eigentlich fühlte sie sich als Indianerin, von üblen Mächten in die Mauern der Stadt verbannt; sie trug Trauer, als drei demonstrierende Sioux nach wochenlangen Scharmützeln um Wounded Knee von Soldaten niedergeschossen wurden. Dann lief im Palace am Marienplatz *Einer flog übers Kuckucksnest*: In Zeitlupe durchbricht der Indianer die Mauer in die Freiheit.

»Ich sass zehnmal in diesem Film, und jedes Mal, wenn ich herauskam, fühlte ich mich ein Stück erwachsener. Wie der würde ich sein. Nichts und niemand würde verhindern können, dass ich frei würde. Ich müsste bloss wollen! Ich war wie verwandelt. Weisst du, was ich dann tat?«

»Du hast dir ein Ziel gesucht. Oder hattest du insgeheim schon eines?«

»Hundert Punkte für dich! Ja, ich setzte mir ein Ziel. Zum Theater als Bühnenbildnerin. Und ich setzte mich hin und lernte wie besessen.«

»Du willenstarkes Monster!« David grinst.

»Ich glaube, das bin ich. Macht es dir Kummer?«

»Ja. Nein. Ja, doch. Ich weiss es nicht. Ich bin viel langsamer als du.«

»Ja, das bist du«, meint Sophia, und wiederholt es leise, als ob sie die einzelnen Silben überprüfen müsste. Sie schaut auf die Uhr: zehn Minuten vor zwölf. Dann legt sie ihre Arme um seinen Hals und küsst David, küsst ihn zum ersten Mal verlangend und hört erst auf, als Mitternacht erreicht ist – vom zehnten Tag ihrer Liebe.

Wieder ist Mitternacht vorbei, als sie eine Woche später das Atelier im Dachstock verlassen und in den Aufzug steigen. Ein Schild preist die neu eröffnete Ausstellung im zweiten Stockwerk: Wohnlandschaften zum Träumen.

»Lass uns da aussteigen«, sagt Sophia.

»Wo?«

»Bei den Träumen!«

»Ja, Fee!« David drückt den Zweiten.

Sie stossen auf Pagano, der auf einem Salontischchen seinen Imbiss ausgebreitet hat und ihnen kauend zuzwinkert. Um ja keine Spuren zu hinterlassen, hat er Nostrano, Birnen, Brot und Messer mit einem Tüchlein unterlegt.

»Von der Liebe allein werde ich nicht satt, so wie ihr!«, strahlt er ohne jegliche Anzüglichkeit und blickt verzückt auf die vorm Mund bereite Salamischeibe:

»Aber ihr kriegt schon was, ich bin kein Unmensch«. David und Sophia mögen ihn als Mitverschworenen ihrer langen Nächte oben im Dachstock. Natürlich hatte er mitbekommen, dass sie häufig bis in die Morgenstunden blieben – David malte an Hintergründen für ein neues Stück, Sophia an Rieseneiern. Einige Male hatte er ihnen belegte Brote und Getränke gebracht und zugeschaut. Und erst letztes Mal, beim Aufbruch zu seinem Rundgang, hatte er gleichsam seinen Segen gesprochen: »Fleissiges Paar, gutes Paar. Alles Glück euch!«

Er teilt eine Birne und streckt ihnen die Hälften hin:

»Gleich bin ich fertig, und ihr könnt euch in diesen Wohnträumen neu einrichten, bei so vielen Überstunden reicht's sicher bald. Finito Nostrano mio.« Wie sich seine Falten zum Schmunzeln bündeln...

Sophia und David schlendern durch die Ausstellung. Im spärlichen Nachtlicht hocken die Sofas und Sessel fettleibig da. Umso genüsslicher ist es, sich in die Polsterungen zu werfen. Sie bereden gespielt



ernsthaft, welche Anschaffungen für den gemeinsamen Hausstand von Nöten seien. David verteidigt mit Vehemenz seinen »Favoriten«, ein mit beigem Velours bezogenes Monster:

«Wenn ich Karriere machen will, muss ich auch Zuhause etwas darstellen.» Sophia muss ihm wohl oder übel recht geben... und kontert mit scheinheiliger Begeisterung für die verspiegelte Bar in der Wohnwand: »Gastfreundschaft misst sich an der Auswahl der Liqueurs.«

Bei den Betten schwärmt David für die Bettstatt mit Messingumrandung, Sophia plädiert für Holz, ausschliesslich Holz.

»Im Übrigen will ich sowieso mein eigenes Bett.« Sophias Tonfall verrät, dass diese Bemerkung nicht zum Spiel gehört.

«Ernsthaft? Immer?» Auch David lässt seine Rolle fallen.

»Nicht immer, aber manchmal werde ich allein sein wollen.«

»Verstehe«, murmelt er. Da ist sie wieder, die Erinnerung an die schmerzhaften Nächte an der Seite seiner todkranken Frau. In den langen Monaten, bevor sie in die Klinik kam, waren sie beide zu dahinvegetierenden Wesen verkümmert. Seine Frau schlief wenig und schlecht, und wenn sie schliesslich wegdämmerte, verharrte er selber oft stundenlang in einem diffusen Zustand, dösend und doch wach, weil er auf ihren Atem und ihre Bewegungen achtete. Wie hatte er sich nach einem eigenen Bett in einem eigenen Raum gesehnt, aber nur schon, sich diesen Wunsch einzugestehen, wäre ihm als Verrat vorgekommen.

»Verstimmt? Habe ich dich...?« Sophia sucht seine Hand.

Er beginnt zu erzählen. Eine Laterne, direkt vorm Fenster an einem die Gasse überspannenden Drahtseil befestigt, beleuchtet sein Gesicht. Sophia weiss einiges über jene Zeit, die fünf Jahre zurückliegt: vom Verlauf der Krankheit, von Tagen der hoffnungsvollen Befunde und solchen der niederschmetternden. Aber es war eher ein Stenogramm der Krankengeschichte gewesen. Jetzt redet er von sich. Davon, wie klein er geworden war. Davon, im Glauben zu leben, versagt zu haben. Dass er Mühe hatte, den körperlichen Verfall seiner Frau zu ertragen, und dass er sich dessen schämte. Dass sein Mitfühlen gegen Ende hin zu einem blossen Reflex verkümmerte, gesteuert vom Willen, die Katastrophe mit Anstand hinter sich zu bringen.

Lange schaut sie ihn schweigend an. Der Schatten seiner Nase flackert auf der Wange, weil sich die Laterne vorm Fenster im Wind bewegt.

»Danke, dass du mir das erzählst«, sagt sie. »Du brauchst mir nicht zu versprechen, ein Held zu sein.« Sie kramt einen Schokoriegel aus der Jacke und teilt ihn. Stumm essen sie.

«Ich war mal dick. Als ich an der Mappe für die Kunstschule arbeitete. Zeichnen war gleichbedeutend mit Riegel mampfen. Kommst du mit? Ich will dir etwas zeigen.«

Sie lotst ihn in den vierten Stock. Eine sirrende Erregung hat sie gepackt. So nah fühlt sie sich ihm, dass ihr die Luft schwer und schwül vorkommt. Plötzlich ist das Nachtlicht von Flüstereien und Ahnungen durchzogen. Zeit, Liebe, Zeit. Held, Zeit. Aber wie sie dem Aufzug entsteigen, mutiert das Flüstern zum hintergründigen Kichern: eine romantische Hochzeit empfängt sie, gegeben von zwei Schaufensterpuppen mit makellosen aber starren Visagen. Er im Frack, sie in Tüll und Taft. Verwunderlich, dass keine Hochzeitsgesellschaft zugegen ist. Was jedoch nicht fehlt, ist die dreistöckige Festtorte aus Plastik, präsentiert auf einer korinthischen Säule aus Styropor, obenauf als zuckerne Miniaturen das Traupaar. Als Sophia in ihrem Fundus zufällig Torte und Säule entdeckt und dem Paar beige stellt hatte, geriet die Modistin des Mode-Rayons in Rage und verwahrte sich wütend dagegen, dass sie, Sophia, »immer und alles mit hämischer Ironie begösse, nur weil sie keine Romantik ertrage.« Aber Patron François Bonnard, zur Schlichtung beigezogen, hatte Sophia zugezwinkert, um anschliessend die Modistin vom herzerweichenden Zusatznutzen der Torte zu überzeugen.

Im Lift malt sich Sophia aus, wie spöttisch David auf den Kitsch reagieren wird. Aber er sagt nüchtern:

»Einen Frack? Nie! Aber die Torte darf ruhig fünfstöckig sein.« Kein Zweifel, er meint es ernst. Und schlagartig erscheint ihr seine Bemerkung nur zwingend: die Wohnung ist eingerichtet, also planen sie die Hochzeit. Sicherheitshalber erkundigt sie sich:

»Welche Torte?«

»Unsere Torte!« David schaut sich um. »Ich möchte einen blauen Blazer aus feingeripptem Manchester.«

»Und ich ein Kleid aus indischer Seide!«

»Passen wir so zusammen?«

»Eher nicht«, meint Sophia.

»Dann passe ich mich an!«

»Nein, ich passe mich an.« Sophia lacht.

»Dir passt nur nicht, dass ich mich anpasse. Tue ich aber, ob es dir passt oder nicht, verdammt nochmal!«, insistiert er.

Sophia schiebt ihm die Hände auf die Schultern, als Zeichen, dass sie das Spiel abbrechen will.

«Glaubst du, dass wir mal so streiten werden?»

«Klar. Aber nicht so. Anders.»

«Wie anders?»

«Verschlungener. Ein Knäuel, der sich in sich selbst verwickelt. Partanogenetisch, sozusagen.» Davids Gesicht gibt sich allwissend.

»Ah! Genau! Und was heisst das?»

»Wenn man mit sich selbst schläft, sich selbst befruchtet.«

»Das gibt es?»

»Ja. Irgendwie furchterregend. Das heisst, wir streiten gegen uns selbst, stelle ich mir vor.«

»Ich will aber gegen dich streiten!« Sophia drängt sich an ihn, ganz nahe ist ihr Gesicht. »Und mit dir schlafen.« Sie haucht auf Davids Lippen, als ob sie sie aufwärmte, um sie gleich besser küssen zu können. Die erste Berührung ist bloss ein Stippen gegen seine Zurückhaltung, die sie in Kürze ver scheuchen wird... Ein kleiner Biss in seine Unterlippe gesetzt und sie stürzen in einen endgültigen Kuss, innig schamlos, trunken und süchtig. Kein Atmen, kein Denken. Nur Küssen. Erregend und ewig. Es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass die einzigen Zeugen, die Puppe im Frack und die Frau im Taft, auch nur ihre Mienen verzogen hätten.

Wie sie sich voneinander lösen, taucht Sophia in eine dunkle Passage ab. Sie kommt zu Herrenkleidern. Befühlt Stoffe. Glaubte, sich beruhigen zu müssen. Rupft einen Blazer vom Bügel, tastet nach dem Schild. Und preist aus dem Dunkeln ihren Fund an:

»Hier! Ich hab deinen Blazer. Achthundert!«

»Wir müssen sparen,« ruft David zurück. »Kinder sind teuer.«

Er hört sie lachen. Und aus dem Dunkeln ihr entschlossener Zuruf:

»Laura und Joshua!«

»Was?»

«So heissen meine Kinder!« Sophia taucht wieder auf. »Ich meine die ersten beiden. Bei drei und vier kommst du zum Zug, bei den Namen.«

David schlüpft in die Rolle eines Mannes, den nichts zu erschüttern vermag: »Vier! Gut, scheint mir angemessen. Ruinös, doch angemessen. Aber Joshua? Nein, zu biblisch. Das tun wir dem Knaben nicht an!«

«Bitte!«, sagt Sophia, »Joshua muss sein!«

Herumstreuen. Ein anderes Stockwerk. Die Campingsabteilung. Auf einem grünen Kunstrasen ist ein Zelt aufgebaut. Von weit weg hören sie, wie Pagano übermütige Triller in schwermütigen Klänge webt. Ums Zelt herum ist alles wie richtig, bis zur hölzernen Kelle im Pfännchen auf dem Gaskocher. Die Eingangsebene des Zeltes ist zurückgebunden, das Lager zubereitet aus Schaumstoffmatten und Schlafsäcken.

»Zelten? Nichts für mich«, murmelt Sophia. Die Anspannung in ihrer um Nuancen raueren Stimme überträgt sie sogleich auf David. Noch ist geheim, was soeben wortlos geklärt wurde. Er zieht sie ins Zelt. Noch während sie auf den Schaumstoff sinken, befällt sie beide drängendes Verlangen – schliesslich konnten sie nicht ahnen, dass jener lüsterne Geist hier auf sie gewartet hat. Sie umschlingen sich, küssen sich, packen und fassen sich so lustvoll, wie es ihre jährlings schamlosen Hände nur vermögen. Dass David so unerwartet seine Zurückhaltung abgelegt hat: wie erregend für Sophia! Dass er sein hartes Geschlecht gegen ihren Schoss drängt: nur köstlich! Wie fest sich seine Schultern anfühlen. Wie rund seine Pobacken. Krallen wünscht sie sich... Er soll so gierig sein, wie er will, nichts wird sie erschrecken, sie will alles und will ihn jetzt. Später, erst später möchte sie den Spuren seiner Hände folgen, jede Faser seiner Haut entdecken können. Aber jetzt will sie nur seinen erhitzten Körper auf sich und sein Lust in sich.

Sie zerrt ihn aus Jacke und Hemd, ohne seinen Mund freizugeben, saugt sich noch fester an Lippen und Zunge. Lässt ihn nur frei, um ihm die Hosen von den Schenkeln zu ziehen und über die Füsse zu rupfen. Sie beisst ihn in die grosse Zehe. Erst beim Abstreifen seines Slips nimmt sie sich mehr Zeit, weil es sie verlangt, die Vorfreude noch zu steigern, ihn zur Gänze nackt und seinen Schwanz ent-

blösst zu sehen. Gerade und fest ragt er im Halbdunkel aus den Schamhaaren und hart schlägt er gegen ihren jeansbespannten Schoss, wie sie sich auf ihn wirft. Bluse und BH hat sie sich weggerissen. Dieses Gefühl! Diese wunderbare Hitze aus seiner festen Brust an ihren Brüsten! Sie wühlt seinen Mund auf mit küssenden und beissenden Lippen und David umschlingt sie endgültiger. Er schmeckt mir! Ganz verrückt macht mich sein Geruch! Hundert gleichzeitige Hände hat er. Schlingern durch ihre Haare, streicheln ihren Rücken, greifen um ihre Backen, die der Stoff straff nachformt. Dafür setzt sie jetzt ihre Bisse überall hin, auf Schultern, in die Kuhle des Schlüsselbeins, in seinen Hals. Sie schnuppert wie ein erregtes Tier nach einer Beute. Zurück an seinen Mund frisst sie ihm sein Stöhnen weg und David, der dafür und dagegen irgendetwas tun muss, setzt klatschende Schläge auf ihren Po.

Schliesslich grätscht Sophia über ihn und gerät in einen Taumel, überflutet von verzögerten flackernen Bildern. Ihre Hände, die seine Brust kratzen. Ihre Haarsträhne, die sich über Davids Stirn kringelt. Eingefroren bleiben einzelne Eindrücke hängen, als widersetzten sie sich der Verschmelzung mit dem nächsten Bild. Seine Eichel, die glänzend aus ihren umrundenden Fingern stösst. Ihre Brustwarze zwischen seinen kosenden Fingerkuppen.

Irgendwann ist David über ihr und zieht ihr Jeans und Slip fort: Schimmer auf ihren Schamlippen! Ein Sekundenbild nur, aber es bleibt unter seinen Lidern hängen und blendet sich auch über die nachdrängenden Eindrücke. Sie zieht ihn zu sich hinunter. Er kommt in sie, dringt langsam ein, kommt noch tiefer, und fast zeitgleich werden sie ruhig. Ihre keuchenden Atemstösse. Sie horchen auf. Pagano übt an melancholische Akkorden, deren letzter dunkel und lang gezogen ausklingt. Nochmals setzt er an, und nochmals. Sophia vermeint plötzlich, das Schnaufen des Blasebalgs zu hören. Ihre Lust hat die Farbe gewechselt. Aus grellem Gelb und Orange ist sie zu schwerem Rot geronnen.

Davids Küsse sind so weich und träge, wie er sich in ihr bewegt. Gleichmässige Stösse in Zeitlupe ohne spürbaren Übergang vom Hinaus zum Hinein. Jeder macht ihre Lust noch schwerer. Das ist wunderbar! Das hat sie noch nie erfahren. Diese Wonne, diese sinnliche Gewissheit, dass jede Zelle ihres Körpers gefüllt ist von Lust, bereit, sich bei der kleinsten Erschütterung zu ergiessen.

David hat seine Hände an ihre Schläfen gelegt. Küsst ihre Lider, wartet, küsst sie wieder, ihre Augen zu verführen, sich zu öffnen und seinen Blick aufzunehmen. Sie lässt ihn warten, weil ihr der Gegensatz so lustvoll vorkommt zwischen der kitzelnden Leichtigkeit seiner Küsse und der schweren Fülle in ihrem Schoss und weil sie sich in diesem Augenblick innig geliebt fühlt wie noch nie in ihrem Leben. Sie könnte auch weinen. Du. Mit dir fallen fallen... Was bin ich schwer und gierig und sehnsüchtig. Ob ich dir zu schwer bin? denkt David; seine Bewegungen werden noch langsamer. Da hört er Sophia:

»Hör nicht auf, hör nie auf.«

»Ich liebe dich, Sophia. Ist es gut für dich?«

»Du tust mir sündhaft wohl«, flüstert sie.

Es endet in einem Rausch, in einem Sprudel irrlichternder Empfindungen – Minuten hemmungslos süsser Zumutungen, in denen Sehnsucht und Gier ineinander fliessen. Und daran können sie sich später beide erinnern: Alles war wahr. Alles war Lust. Sophias reitender Schoss auf seinem Geschlecht. Davids harte Hände an ihren Brüsten. Nichts war mehr harmlos. Nicht ihre reissenden Nägel auf seinen Schultern, nicht Davids Schrei, als sein Samen hinauschiessst, Sophia zusammensinkt und mit süchtiger Zunge den Schweiß von seiner Brust leckt, um dann mit wühlendem Haarschopf den Speichel zu trocknen. Wenn das kein Beweis ist, dass... wenn das endlos nachrieselnde wohlige Schaudern nicht Zeichen dafür ist, dass alles...

Pagano wird irgendwo durch eine Etage ziehen, jedenfalls ist seine Musik verstummt. Die Welt meldet sich zurück. In der Gasse scheppert ein Abfallkübel. Ein Auto surrt vorbei.

»Komm mit, ich möchte mit dir einschlafen. Komm mit zu mir!«

»Es geht nicht, ich habe einen Arbeitstag.«

»Es muss gehen, Sophia.«

«Ich weiss. Ich komme mit.«

Auf der Fahrt zu Davids Wohnung, an ihn gelehnt, der schweigend fährt, nötigen die vorauseilende Gedanken Sophia, sich auszumalen was gleich sein wird. Wie sie an Davids Bett stehen und sich ausziehen werden, wie sie ihn betrachten wird, wie sie nackt unter die Decke schlüpfen und wie sie... Sie nickt ein. Wie er sie vor dem Haus weckt, merkt sie, dass die Müdigkeit mittlerweile ihren ganzen Körper durchdrungen hat und so schnell nicht mehr weichen wird.

In der Unterwäsche schlüpft sie unter die Decke. David warmer Körper gleitet hinzu. Er zieht die Decke über ihre nackten Schultern, setzt Küsse in ihr Haar und sie kuschelt sich an seine Schulter. Dann lässt sie sich fallen und schläft ein.

Wie sie erwacht, schläft er noch, bäuchlings und das Gesicht im Kissen geborgen. Sie steht auf, vermeidet sorgsam jedes Geräusch und geht in die Küche. Sie kennt die Wohnung. Sie mag sie, obwohl sie seine Manie, die Requisiten auf Möbeln und Ablagen in schnurrgerade Reihen zu stellen, insgeheim wunderbar findet – eine Manie, zu der sie in seinem Wesen keine Entsprechung findet. Sie macht sich einen Tee. Dann ruft sie bei *Bonnard* an und meldet sich krank, wobei sie genau spürt, dass man ihr nicht glaubt; nichts könnte ihr gleichgültiger sein. Sie tätigt sofort einen zweiten Anruf, den ersten gibt es bereits nicht mehr. Es ist ihr Reisebüro. Ob es morgen einen Flug nach – sie überlegt erst jetzt – nach Florenz, nein – *alle Romantik dieser Erde will ich* – doch besser nach Venedig gäbe. Ja, für zwei Personen, ja Hotel auch. Sie bucht. Als sie einhängt, steht David nackt auf der Schwelle.

»Mit wem fliegst du?«

In seiner Schlaftrunkenheit misslingt ihm der ironische Ausdruck, mit dem er seine Mimik ausstaffieren wollte. Es wirkt nur unbeholfen. Sie muss lachen: «Mit dem besten Mann von allen.»

»Schade«, sagt er ernsthaft, »ich wäre gerne mitgekommen.«

Als sie in Venedig ankommen, hängen die Wolken tief über der Lagune.

## (Acht Kapitel weiter)

### Maras Berichte

Am Anfang war sein Schweigen. Wortlos lag er da und beschaute sich gelassen die Stuckaturen der Gipsdecke.

Lächelnd hatte er mir beim Eintreten die Hand gedrückt und sich stumm zur Coach begeben, wo er sich ausstreckte, als sei dies die schiere Selbstverständlichkeit. Das machte auch mich sprachlos! Eigentlich bitte ich neue Klienten erst zum Sessel, um mit ihnen die Modalitäten zu klären. Aber mit seiner Zielstrebigkeit unterlief er meine Gewohnheit – schon lag er still hingestreckt da. Ich fühlte mich verstört wenn nicht sogar bedroht. Aber er hatte doch gelächelt! Mir zur Besänftigung klassierte ich seinen Auftritt nicht als Arroganz, sondern als Schüchternheit. Im Widerspruch dazu dachte ich aber auch: Wie selbstsicher er schweigt!

Nun liegt sein erster Besuch hier in meiner Praxis an der Poutaléstrasse bereits elf Monate zurück. Die Frage ist also nahe liegend, ob meine Erinnerungen präzise sind. Was gäbe ich dafür, dass sie es wären! Aber natürlich sind sie verfälscht, sie sind es immer! Erinnerungen müssen stets dazu herhalten, das Gegenwärtige zu rechtfertigen. Vielleicht ist dies mein ursächlicher Antrieb zu Aufzeichnungen. Festhalten, was war, um es lesen und dadurch besser verstehen zu können, selbst das Wahnwitzigste.

Sechsmal war er mittlerweile da. Die Ereignisse überschlagen sich. Bald wird die Welt wissen, wer Joshua ist. Was mich angeht, so vermute ich, dass ich es viel früher wusste, als mir lieb ist. Kann man Einsichten haben, ohne zu wissen, dass man sie hat?

Natürlich werden mir Journalisten und Theologen aus allen Herren Länder die Praxis einrennen. Ich werde Auskunft geben müssen! Einen Trost habe ich allerdings: Meine Notizen zu den Gesprächen mit Joshua sind ungewöhnlich umfangreich und detailliert. Ist das ein Indiz, dass mir das Aussergewöhnliche dieser Begegnungen von Beginn an klar war?

So also war es: Am Anfang war sein Schweigen.

Ungebeten lag er stumm da und ich rang meinen Reflex nieder, ihn doch noch zum Sessel zu bitten. Stattdessen betrachtete ich ihn in professioneller Weise. Ich registrierte seine Atmung (ruhig), bemerkte die Stellung seiner Hände (flachliegend, offen) und die Spannung seines Körpers (Arme locker, gestreckt, Beine ebenfalls). Er war von langer Gestalt, Mund gut gezeichnet, halblange, etwas verwuselte Haare in sehr dunklem Braun. Ein schönes Gesicht! Erst jetzt fiel mir auf, dass auch seine Haut dunkel war: der kupferfarbene Ton war offensichtlich naturgegeben und nicht Sonnenbräune. Ich machte mir aber noch nicht bewusst, dass er Mischling ist.

»Ich habe Wahnvorstellungen!« Er sprach es gegen die Decke, drehte mir dann aber das Gesicht zu:  
»Gott spricht zu mir. Ich höre ihn ganz real. Es ist ja bloss eine Stimme, aber ich weiss, dass es Gottes Stimme ist. Es ist natürlich auch wahnhaft, dass ich sie als Gottes Stimme identifiziere.«

»Diese Stimmen – hören Sie die im schlafenden oder wachen Zustand?«

Er blitzte mich aus Augen an, die ähnlich seiner Haut bronzen, nein, eher bernsteinfarben waren, und lachte:

»Das ist schon mal freundlich von Ihnen, dass Sie nicht sofort Zweifel an der Existenz dieser Stimme anmelden. Sie sind ja wohl jede Verrücktheit gewöhnt.«

Ich lieferte ihm daraufhin eine solide Erklärung, worin ich meine Rolle als umschrieb und dass es nicht darauf ankomme, was ich selber glaube. Meine Ausführungen schienen ihn eher zu erheitern als zu interessieren. Kaum hatte ich geendet, zog aber ein Schatten über seine Amüsiertheit: »Tagsüber oder nachts, immer im wachen Zustand, doch nur, wenn ich allein bin. Mit vierzehn habe ich das Phänomen bereits einmal erlebt. Aber dann war es weg. Jetzt ist es wieder da. Immer dieselbe Stimme. Vieles habe ich versucht, sie zum Schweigen zu bringen – auf die Ohren geschlagen, Finger hinein gesteckt, Kopfhörer übergezogen. Ich wollte auch klären, ob sie nicht doch von aussen kommt. Aber sie ist in mir drin. Das macht mich wahnsinnig.«

Ob die Stimme bedrohlich klinge, wollte ich wissen. Er starrte mich an, als ob ich die abstruseste Nachfrage vorgebracht hätte.

»Gottes Stimme ist doch nicht bedrohlich! Ruhig ist sie, mir wohlgesinnt.«

Auch diese Aussage habe ich mir wortgetreu notiert, weil sie perfekt für den dramatischen Widerspruch steht, der sich wie ein janusköpfiges Motiv durch unsere ersten Gespräche zog. Ja natürlich: es sind bloss Wahnvorstellungen, die mich plagten, und ja natürlich: der zu mir spricht, ist wirklich Gott.

Er schwieg. Ich schwieg und sinnierte darüber, warum sein Schweigen so beredt wirkte und gleichzeitig Raum und Zeit zu domestizieren schien...

»Dass Sie diese wenn auch freundliche Stimme vernehmen – löst das bei Ihnen Ängste aus?«

»Mag sein«, sagte er zögerlich. »Früher nicht! Ich war mir damals sicher, dass der Spuk bald vorbei sein und nicht wiederkehren würde. Vielleicht war mein Schock vor einigen Wochen deshalb so heftig. Kommt hinzu, dass ich in jenen Stunden auch sonst in aufgewühlter Stimmung war. Allein war ich, Nacht war es. Kalt und labyrinthisch das Haus.«

Bei dieser Antwort hatte ich die plötzliche Vermutung, die ominöse Stimme könnte bloss Vorwand sein, um herzukommen. Die Reizworte allein, Nacht, kalt, Labyrinth liessen auf eine ausweglos scheinende Bedrohung schliessen, der er sich allein nicht gewachsen fühlte und die er mir, aus welchem Grund immer, verschweigen wollte. Aber dass er Zuflucht in eine metaphysische Ebene nahm, war zumindest ungewöhnlich. Vor Jahren hatte ich einen mehr als frommen Klienten, der sich sicher war, auserwählt zu sein: so verstand er die plötzliche Häufung von Schicksalsschlägen als hiobsche Prüfungen. Tiefgläubig sah er überall Gottes Fingerzeige. Anatol, mein Mann, dem ich davon berichtete, hatte ironisch kommentiert: »Heilige können gar nicht spinnen, weil sie anstelle der Psyche den Glauben haben.«

Aber ich verirre mich in meinem Bericht; gleichwohl führte mich diese Assoziation zur nächsten Frage:

»Sind Sie ein gläubiger Mensch?«

»Nein.«

»Sie glauben nicht an einen Gott, an einen Schöpfer?«

»Glauben? Glauben! Nein!«

»Und früher? Glaubten Sie in Ihrer Kindheit an Gott?«

Er antwortete wie mir schien vorschnell, als ob er eine längst vorbereitete Erklärung abrufen würde:

»Kein Interesse! Im Gegensatz zu David, meinem Vater, der viel Religion in sich drin hatte.«

Seltsam, diese Formulierung, dachte ich. Religion *in sich drin haben*. Was mochte das bedeuten? Dass sein Vater tiefgläubig war? Und dass er sich, als Sohn, willentlich abgrenzen wollte?

»Es gab und gibt für sie also keinen Gott?«

Er lachte auf: »Wo er doch zu mir spricht, ich bitte Sie!«

Wollte er mich an der Nase herumführen? Er wirkte einfach zu wenig krank, um sich derart um alle Logik *foutieren* zu dürfen, war aber gleichzeitig unverfroren genug, meiner Frage die Logik abzusprechen. Ich zog Bilanz: er hörte Geisterstimmen und ich selbst war offensichtlich von allen guten Geistern verlassen... Warum fand ich keinen Ansatz, unserem Gespräch eine gewisse Systematik zu geben? Es konnte doch nicht sein, dass mich seine Überrumpelung beim Eintreten noch im Bann hielt... Auch

meine nachfolgenden Fragen waren eher erbärmlich. Ich muss von der vorschnellen These besetzt gewesen sein, sein Wahn habe mit fehlgeleiteter religiöser Erziehung zu tun.

»Ihr Vater habe viel Religion in sich, sagten Sie. Und Ihre Mutter?«

Er starrte mich an, als ob ihn plötzlich grösste Zweifel überkommen hätten. Als er antwortete, war der Klang seiner Stimme von jener Sanftheit, die man beizieht, um einen schockierenden Inhalt zu mildern.

»Ihr Gott war Churchill. Er sprach zu ihr aus einem Trichter. Das jedenfalls hat mir mein Vater erzählt. Sie ist Afrikanerin.«

»Aus einem Trichter!« Ich sagte es mit sarkastischem Unterton, den ich sofort bereute, denn er fügte gleich hinzu:

»Sie hat mich verlassen, kaum war ich ein Jahr alt.«

Er schien entschlossen, das Heft in der Hand zu behalten. Jedenfalls liess er mir keine Zeit, ein Mitgefühl zu äussern.

»Aus Mali stammt sie. Einer verrückten Predigerin wegen hat sie ihre ganze Familie verloren. Nur sie überlebte. Mit dreiundzwanzig beschloss sie, ein besseres Leben herbeizuzwingen. Kam nach Europa. Meinen Vater lernte sie im Massagesalon kennen.«

»Er arbeitete als...?«

»Sie arbeitete dort. Als Prostituierte.« Er blinzelte.

»Ihre Eltern waren also kein Liebespaar?«

»Ich glaube, doch. In einem besonderen Sinn.«

»Aber sie blieben nicht beisammen?«

»Minosh, meine Mutter, wollte zurück in ihr Dorf. Ich möchte im Moment nicht darüber sprechen, was dort geschehen ist. David sagte mir, sie sei nur solange geblieben, wie sie glaubte, mich stillen zu müssen. Es wäre von Beginn ausgemacht gewesen, dass ich bei ihm aufwachsen würde. Sie wollte kein Kind mitbringen... David meinte einmal, niemand von ihren Verwandten wüsste, dass sie in Europa ein Kind zur Welt gebracht habe.« Und mit plötzlicher Heiterkeit fügte er an: »In Afrika weiss also noch niemand von mir.«

Warum nur beschlich mich in diesem Moment die Ahnung, in seinen Aussagen verbergen sich Hinweise, die ich nicht aufzuschlüsseln vermochte? Mir war, als hätte er mit seiner Geschichte gleichzeitig eine ganz andere miterzählt. Ich will nicht behaupten, dass mich bereits zu diesem Zeitpunkt eine Vorahnung gestreift hätte. Aber ich weiss, dass mich plötzlich Bilder wie im schnell vorspulenden Film durchliefen. Eine Weile konnte ich die Sujets nicht identifizieren, dann aber nahm ich eine Muttergottes wahr, wie sie das Kind stillt. Beide Gestalten waren gemalt in der Art Raffaelscher Tableaus, aber lebendig, in Bewegung! Ich sah die saugenden Wangen des Jesuskindes, sah Maria das Haupt neigen, ihre Hand übers Köpfchen streicheln. Und Maria, die war schwarz!

Von meiner Visionierung abgelenkt, verpasste ich, dass Joshua begonnen hatte, einen Traum zu erzählen...

»... aber dieser Buddha sass nicht wie das Schneiderlein da, sondern lief hin und her. Viel schlanker, als ich ihn je abgebildet gesehen habe, war er auch.«

»Und warum wussten Sie in Ihrem Traum, dass es sich um Buddha handelt?«

»Ob es ein Traum war? Mir kommt vor, ich sei wach gewesen. Eher eine Vision. Aber seltsamerweise bemühte ich mich trotzdem, aufzuwachen.«

»Und das gelang Ihnen nicht?«

»Nein, die Szenerie wurde immer realer und immer verwickelter. Ich wusste einfach, dass ich mich in der Halle, die ich Ihnen vorhin beschrieben habe, inmitten lauter Gottheiten befand. Mir war klar, der da ist Buddha, dort an die Säule gelehnt Christus, Jahwe hockt drüben in einem massigen Sessel, Allah hat seinen Arm um Mohammeds Schultern gelegt. Ich habe nie bewusst ein Bild von Shiva angeschaut, aber ich wusste sofort: Der dort ist Shiva.«

»Wirkte die Szenerie bedrohlich auf Sie«, fragte ich, aber er schien mich überhört zu haben.

»Und dabei trugen alle gewöhnliche Strassenkleidung. Überhaupt wirken alle grotesk modern, als ob ein altes Theaterstück mit Teufels Gewalt in die heutige Zeit transformiert werden sollte. Da gab's auch kein Pathos! Sie redeten in alltäglicher Sprache. Ich weiss, dass ich dachte, wie schade das sei: Götter müssten doch magischer und gewaltiger dargestellt werden. Aber sie waren alle echt, auch das wusste ich. Jahwe sagte mehrfach, und ich höre auch jetzt seine Stimme: "So geht das nicht! Zulange haben wir nur zugeschaut. Sie verirren sich."

Worauf Buddha immer gleichlautend erwiderte: "Sie wissen genug, Jahwe, alles haben wir ihnen offenbart."

Manchmal schien mir, als ob mich Christus oder Allah mit einem Blick prüften, als wollten sie sich über die Berechtigung meiner Anwesenheit Klarheit verschaffen. Mir selbst kam diese aber völlig selbstverständlich vor. Irgendeinmal fiel mir auf, dass sich alle sehr langsam auf die Mitte der Halle zubewegten. Auch Jahwe hatte sich von seinem Sessel erhoben und schob sich der Mitte entgegen. Sie sprachen jetzt synchron und mehrstimmig, mit sich überlagernden Stimmen.

»Wenn du nicht gehst, wer dann?«

»Wir haben es versucht. Es nützt nichts!«

»Ich habe es auch versucht. Aber euch ist es nicht besser ergangen.«

»Nein, auch uns hörten sie nicht zu.«

»Also musst du wieder gehen.«

»Warum ich? Warum nicht du?«

»Weil Ihr euch besser verständlich machen könnt.«

»Warum glaubst du das?«

»Ich gehe nicht. Wir haben uns getäuscht.«

»Sie werden nie wissen wollen, was sie wissen können.«

»Ich gehe nie mehr. Wir alle gehen nicht mehr.«

Da lag also mein Klient, der mich aufgesucht hatte, weil er von Wahnvorstellungen befallen sei, und je länger er rezitierte, desto heftiger verspürte ich, dass etwas nicht stimmte. Ich fühlte, dass ich es sofort wissen wollte, ja wissen musste, aber es wollte mir zunächst nicht einfallen und da war es mir auch schon klar: Er sprach selber mehrstimmig! Er sprach gleichzeitig mit verschiedenen Stimmen! Vier oder mehr Männerstimmen tönnten im Sprechchor durch diesen meinen Raum!

Natürlich denkt jeder, der diesen Bericht liest, was ich mir zur Beruhigung auch vorsagte: es muss eine Täuschung sein! Joshua habe mir die Szene so suggestiv vorgespielt, dass ich in meiner Imagination die mehrfachen Stimmen zu hören glaubte. Kein Mensch spricht gleichzeitig mit vier Stimmen!

Als Joshua ausgeredet hatte, war es still im Raum. Aber es herrschte eine andere Stille als jene, die eintritt, wenn jemandes Stimme er stirbt, eher jene, wenn sich der laute Streit in einer Gruppe erschöpft hat. Nüchtern stellte ich fest, welche Faszination dieser akustische Effekt doch auf mich ausübte – da drängte er mich mit einer Frage an den Abgrund:

»Haben Sie auch vernommen, wie ich gleichzeitig mit mehreren Stimmen gesprochen habe?«

Er gab mir keine Zeit zu antworten, sondern fuhr fort: »Wahnsinn ist auch, wie sehr mir daran gelegen ist, dass Sie mir glauben können. Ich bin kein Magier!«

Ich kann nur wiederholen, dass ich mich an einem Abgrund ortete. Ob ich rapportieren soll, welche Assoziationen in diesen Sekunden durch mein Bewusstsein rasten? Schon allein, dass ich aneinanderreihen muss, was sich in meinem Kopf synchron ereignete, verfälscht die Wiedergabe. Aber, meinetwegen! – meiner Kritzelei auf dem Notizblock folgend: *Heilig, heilig – Schwarze Madonna! Heiliges römisches Gelächter. Anatol, AnaTOLL, Paulus, Saulus. Siddartha. Gesegnet seiest du, Maria, Gebenedeite. Le Männerchor de Steffisbourg.* Ausgeliefert diesem Gewitter von Gedankensplittern hörte ich ihn fragen:

»Siddartha? Warum Siddartha?«

Ich war binnen eines Lidschlags nüchtern. Ich lachte auf, atmete tief ein und bliess den Luftstrom, von der vorgestülpten Oberlippe geleitet, über die Unterlippe – eine meiner Marotten, an der sich bereits Studienkollegen ergötzt hatten. Diese Marotte gehört wohl zur Gattung «Regulation von Anspannung». Jedenfalls war ich jetzt von geschärfter Präsenz. Und sachlich hielt ich für mich fest, dass ich eben doch laut gesprochen haben musste, wie sonst hätte er nach Siddartha fragen können! Und selbstverständlich hatte ich mir nur eingebildet, ihn vielstimmig zu hören. Nirgends kein Abgrund! Ich war schlicht übermüdet! Ich antwortete:

«Mir war nicht bewusst, dass ich laut gesprochen habe. Ich war wohl einen Moment unkonzentriert!«

Er schaute mich lange an, gab schliesslich einen Ton von sich, der zwischen Seufzen und Stöhnen lag. Auf seinem Gesicht zeichnete sich Erschöpfung ab. So fühlte ich mich selbst auch: tief erschöpft!

Aber da war auch schon eine andere Befindlichkeit. Noch hielt ich sie grimmig geknebelt und konnte sie doch schon identifizieren – Angst! Im Rückblick weiss ich, dass sein seufzender Ton alles andere als unbestimmt gewesen war. Er hatte im Gegenteil eine ganze Rede wiedergegeben: *Sie haben nicht laut gesprochen, und Sie, Mara, wissen das auch.*

Joshua lag ruhig atmend da. Von draussen drang Strassenlärm ins Zimmer. Die Angst stieg in mir hoch, langsam und stetig. Eine Stimme riet mir, die Sitzung sofort abubrechen. Ich musste ihn nicht als Klienten betreuen. Nichts zwang mich, mich seinen Wahnvorstellungen und den Phänomenen, die er damit offensichtlich auszulösen vermochte, auszusetzen. Ich bin psychiatrisch ausgebildet und nicht zuständig für parapsychologische Erscheinungen! So redete ich mich innerlich in Zorn. *Das ist alles Unfug, Humbug und fauler Zauber!* – mit genau diesen Urteilen hatte ich auch vor vielen Jahren gefochten, als mir ein Kommilitone, der Theologie studierte, von einem ihn tief aufwühlenden Erlebnis erzählte:

An einem Seminar war ein Studienkollege jäh aufgesprungen und hatte leidenschaftlich und feurig eine Rede in einer unbekanntem Sprache vorgetragen. Ein Mitstudent schaltete sein Diktaphon ein (mit dem er Gedanken zu seiner Dissertation festzuhalten pflegte). Nachdem der Redner geendet und sich wieder hingesetzt hatte, kam eine andächtige Stille über die Runde, bis jemand spöttisch rief: "Da war jetzt eben der Heilige am Werk." In der Woche darauf spielten sie die Tonaufnahme einem Experten für alte Sprachen vor. Der kommentierte entzückt: "Ein unverfälschtes Aramäisch, wie es zur Zeit Jesu' gesprochen wurde, sehr schön!"

Ich hatte damals meinen Kommilitonen ausgelacht. Es sei keine Kunst, einen alten Text auswendig zu lernen und ihn, vom heiligen Geist gepackt, feurig vorzutragen! Blödsinn, Mara, hatte mein Theologe erwidert: sein Studienkollege sei von ernsthaftem Naturell. Ein Streich dieser Art wäre dem nicht mal in den Sinn gekommen!

Pourtaléstrasse. Zurück in meiner Praxis. 3. Stock links. Joshua lag stumm da. Und in zorniger Anwendung dachte ich plötzlich: Spuk verboten! Hier wird therapiert!

Ich schaute an mir herunter und nahm befriedigt wahr, dass meine Hände ruhig auf dem Rock lagen. Professionell ruhig! Gleichzeitig las ich von der Uhr ab, dass fünfundvierzig Minuten der Sitzung vorbei waren, also bloss noch fünf Minuten anstanden.

Die Genugtuung ob meiner ruhigen Hände machte mich lächeln. So schaute ich zu Joshua hin, zu Joshua, meinem *Klienten*.

Sein Blick, ebenfalls lächelnd, kam mir entgegen. Wo war sie denn nur, diese Erschöpfung, die ich kurz zuvor noch gespürt hatte? Ohne Nachwehen verflüchtigt! Mit Häme registrierte ich es, als wäre der Spuk als wirkungslos entlarvt. Ein Kinderlied fiel mir ein. Ein Gespenst klagt bitterlich, weil niemand mehr an Gespenster glaube. So sei kein Existieren mehr. Eben!

«Sie haben eine beachtliche suggestive Kraft, wenn Sie erzählen», sagte ich. Auch meine Stimme tönte gelassen; mein Zorn hatte sich sogar hörbar in Selbstsicherheit verwandelt. Joshua schaute mir schweigend entgegen. Er schien nichts Besonderes zu erwarten. Bloss ebte sein Lächeln langsam ab.

Ich rief mir den bisherigen Sitzungsverlauf in Erinnerung: die Mutter war ihm also Traumgestalt geblieben. Er dürfte aber viele Sehnsüchte auf sie projiziert haben. Unendlich schmerzhaft musste für ihn sein, dass sie sich nie gemeldet hatte. Aber dass er diese ironisch klingende Formulierung gebraucht hatte! *In Afrika weiss noch niemand von mir*. War es ihm seiner Identität wegen wichtig, dass die Sippe dort von seiner Existenz wüsste? Ginge es ihm ansonsten wie dem Gespenst, an das niemand glaubt? *Bitte glaube, dass es mich gibt, sonst gibt es mich gar nicht* – als ob es für ihn von existenzieller Bedeutung sei, dass ich ihm seine Verrücktheit abnehme...

Ich fasste einen Entschluss. Ich würde ihn als Patienten annehmen. Es gab keinen Grund zur Panik. Die Phänomene, die ich erfahren hatte, waren sehr wohl von dieser Welt, waren weder parapsychologisch noch mystisch. Sie hatten aber eine bestimmte Funktion; die Frage war nur, welche. Ich wollte zu einem Abschluss kommen. Ich blickte auf die Uhr. Weniger als eine Minute war vergangen.

Ich sagte:

»Ihren religiösen Visionen, wie ich sie mal nennen würde, sollten wir natürlich vertieft nachgehen. Gerne würde ich auch mehr über Ihre Mutter und Ihren Vater erfahren. Aber für heute ist unsere Gesprächszeit um.«

Er stand ohne Zögern auf und streckte mir die Hand hin:

«Ich hoffe, ich habe Sie heute nicht zu sehr erschreckt.»

Ich fand keine Entgegnung. Er ging zur Tür und trat in den Korridor hinaus. Dort drehte er sich um, und was er dann sagte, hatte in jenem Augenblick keine besondere Bedeutung für mich; ich bin mir auch sicher, dass aus seiner Stimme nicht die Nuance einer Besonderheit herauszuhören gewesen wäre.



Die Hand auf der Klinke hatte er die Tür zum Treppenhaus bereits einen Spalt weit geöffnet. Er musterte mein Gesicht. Vermutlich wollte er prüfen, ob ich ihm noch einen letzten Satz zugestehen würde. Schliesslich sagte er:

»Ich bin froh, dass Sie mich mehrstimmig gehört haben. Schade, dass Sie es nicht zu glauben wagen.« Er lächelte und entzog seinen Worten damit sofort den unterschwelligen Vorwurf. Er zog die Tür hinter sich zu, seine Schritte verhallten treppab.

*Mehrstimmigmehrstimmigmehrstimmig*. In meinem Gehirn zersplitterten Echowellen an schroffen Felskanten. *Schizzoidschizzoidschizzoid*, gelte es zurück und dies war meine Stimme. Wie konnte ich wegen seiner spekulativen Unterschiebung so jäh meine Contenance verlieren? Warum nur fühlte ich mich jetzt verraten? Welch nervende Überheblichkeit lag in diesem Abgang! Ich brauchte einen Tee! Tee! Eine Pause! Gerade noch hatte ich geglaubt, mich aus parapsychologischen Sümpfen auf festes Terrain gerettet zu haben – Welch eine Enttäuschung nun!

Die nachfolgende Klientin, eine Frau Preibisch, hätte längst da sein müssen. Ob sie vielleicht auf dem Anrufbeantworter eine Absage deponiert hatte? Nein, auf dem Display blinkte kein Signal. Die Tasse in der Hand setzte ich mich auf einen Rattanstuhl im Wartezimmer und trank. So bewusst habe ich selten geschluckt. Ein imaginärer riesenhafter Kropf rollte an meinen Hals auf und nieder. Ja! Ich hatte ihn mehrstimmig sprechen hören, das war keine Einbildung gewesen und ich wusste das. Was zum Teufel war mit ihm oder mit mir los?

## (Drei Kapitel weiter)

### Weltdorf

Im Takt zu Honky Tonk Women hämmert Bernhard, *charpentier* des Dorfes, Nägel in die *chevrons*. Seit zwei Wochen ist er daran, Davids Dach zu sanieren. Im Gewölbekeller spielen sich sein Sohn Rémy, Davids Sohn Joshua und Pierre (als Drummer nennt er sich Pete) durch ihr Repertoire. Eigentlich war ausgemacht gewesen, an diesem Nachmittag zum Baden an die Cèze zu fahren. Aber seit die Plakate zum *fête votive* hier in Saint Anastasie ihre neue Band – *Les Misérables* – prominent ankündigen, treibt das Lampenfieber die drei Jungen zu grimmiger Selbstkasteiung. Vergnügungen sind tabu, jetzt wird geübt! Zumindest fahrlässig war es wohl gewesen, sich im März dem Festkomitee als mitreissende Band zu preisen, zumal sie damals erst kurze zwei Wochen zusammen waren.

Vivianne, Posthalterin in Saint Anastasie und Chefin des Festkomitees, hatte sich David gegenüber begeistert gezeigt, dass endlich wieder eine Band aus dem Dorf selbst auftreten würde: »Wir haben ja gar nicht gewusst, dass die drei so gut sind und schon ein Programm haben.«

David spielte seine väterliche Loyalität perfekt und kaschierte, dass er einen ähnlich lückenhaften Kenntnisstand hatte. Er war aber postwendend in den Gewölbekeller gegangen und hatte die drei zur Rede gestellt, will heissen, er fragte:

«Habt ihr drei euch da nicht ein bisschen weit vorgewagt?»

»Ja, natürlich«, entwaffneten ihn die drei im Chor.

»Und ihr glaubt, ihr werdet es schaffen? Ich meine, besser zu sein, als es eurer Bandname verspricht?»

»Mais oui, Monsieur!«, grinsten Rémy und Pete, »klar, David!«, blinzelte Joshua. Und David, zurück an seinem Schreibtisch, fand plötzlich einen streng logischen Dialog seines Theaterstückes, den er am Vorabend geschrieben hatte, erbärmlich fade.

Was für ein schöner Sommer! Bernhard lässt den Hammer sausen und skandiert dazu: Rock-and-Pop-vite-et-dur-Rock-and... Aus dem Rhythmus gerät er nur, wenn er eine Wespe verscheuchen muss. Dieses Jahr sind sie böseartig! Vorgestern fasste er drei Stiche, als er blindlings unter einen Ziegel langte. Drei Stiche entsprächen eigentlich seinem üblichen Leidenssoll für einen kompletten Sommer auf den Dächern. Vite-et-dur, vite-et-dur... Aber das Jahr ist grossartig! Seine Arbeit rückt voran. Und dass David und Joshua seit Februar hier in Saint Anastasie wohnen, ist eine feine Sache. Er mag die Gespräche mit David. *Il est sympa, un bon homme...*

Noch bevor sie sich untereinander verständigen konnten, hatten Rémy und Joshua Freundschaft geschlossen. Extraordinaire! Einander zugetan und einfühlsam, wie es Jungen selten vermögen. Seine

Frau hatte sogar gemeint, die beiden hätten sich sicher bereits im früheren Leben gekannt. Das war natürlich Unsinn. Es war die Musik, die sie verband. Und vielleicht das Fischen, das beide leidenschaftlich betrieben. Dabei war das Glück penetrant auf Joshuas Seite, der Fisch um Fisch zog; aber nicht ein einziges Mal hatte er seinen Sohn deswegen neidisch oder verstimmt erlebt. *Extraordinaire!* denkt er zum zweiten Mal.

Bernhard setzt einen letzten Hammerschlag und greift sich eine Zigarette. Im Gewölbe machen sie offenbar auch Pause. Aber den Kamin, der dort vorn aus dem Dach ragt, will er noch vor Mittag erreichen, denn nachmittags soll der Badeausflug nachgeholt werden.

Was war gestern mit David los gewesen? Tränen in den Augen! Warum? Er war am Vormittag in den Hof gekommen, hatte sich die Pfeife angezündet und der Band zugehört. Nach einem Stones-Stück hatte er noch fröhlich zu ihm hinauf gerufen, der Name der Band sei ja »reiner Etikettenschwindel«, und Bernhard hatte eine ganze Weile gebraucht, den Zuruf als Lob zu verstehen.

Dann hatten die Misérables ein Stück auf Deutsch gesungen. Von diesem Song hatte ihm Rémy berichtet; es sei die Vertonung eines Textes »einer Verwandten Davids«. Dieser hatte eine Weile zugehört, war aber jäh den Hof durchquerend ins Haus geflüchtet. Und da waren ganz eindeutig Tränen auf Davids Gesicht. Es musste mit diesem Lied zu tun haben.

Die Band nimmt sich aber eine lange Auszeit, denkt er eine halbe Stunde später, als immer noch kein Ton aus dem Gewölbe dringt. Er selbst ist längst wieder dran und unterlegt seinen Hammerschlägen einen Sprechgesang, den er in endlosem Stakkato wiederholt: »C'è-tait-les-Stones-Le-Band-le-plus-dur-du-mon-de-plus-dur-plus-dur-dur.« Wie sie schliesslich im Gewölbe unten wieder einsetzen, grunzt er zufrieden – natürlich ist es die Energie seiner Schläge, die sich übertragen hat!

Obwohl sie erst nach Mittag am Fluss anlangen, hat sich auf Davids und Joshuas bevorzugtem Badeplatz noch niemand ausgebreitet. Hier schlägt die Cèze einen weiten Bogen um die weissen Felsen. Breit und träge kommt sie daher und leckt an den Kieselstränden, die flussaufwärts den Felsen umkränzen. Das Wasser ist grünlich und seicht. Freude macht das Schwimmen nur flussabwärts. Gleich hinter den Gesteinsbrocken verengt sich das Flussbett und die Strömung wird zügiger. In der Hitze nistet bereits jene Schwüle, die Gewitter ankündigt. Dass kaum noch Fremde am Fluss sind ist das untrügliche Zeichen, dass die Ferienzeit vorbei ist.

»Deshalb sind wir Einheimischen der Provence so blass, weil uns die Touristen die ganze Sonne wegnehmen«, behauptet ein weisshäutiger Bernhard in ebenso weisser Unterhose. Er hat keine Badehose – erst durch die Ausflüge mit David und Joshua haben Rémy und er den Spass am Baden entdeckt. Auch diesmal bleiben sie zurück, wie David und Joshua ins Wasser steigen, um zur Böschung gegenüber zu schwimmen.

«Warm, wunderbar«, schreit David im Fluss.

»Kalt, schweinisch«, schreit Joshua.

Bernhard verfolgt die beiden wegdriftenden Köpfe, während er sich bäuchlings im seichten Wasser aalt. Dann springt er auf, um nach trockenen Ästen zu suchen. Rémy nestelt an den Angelruten. Gegen Abend wollen Joshua und er weiter unten am Fluss fischen.

»Piraten ahoi«, schreit Joshua von drüben und schwenkt einen belaubten Ast. Rémy winkt zurück.

»Das hat man gern. Der Vater schuftet und der Sohn winkt den Touristen zu!«, lässt Bernhard verlauten, als er ein neues Bündel auf die Feuerstelle wirft. Rémys Blick fällt auf einen riesigen Ast bei den Büschen. Das gäbe die ideale Fahnenstange oben auf dem Fels, mit seinem T-Shirt als Flagge dran, denkt er und ist bereits auf dem Weg. Es ist ein dünner Birkenstamm. Ihn zu schultern gelingt ihm nicht. Also zieht er das Monster ruckweise zum Felsen. Von Gegenüber erkennt Joshua nur Rémys ruckenden Oberkörper und fragt sich, was zum Teufel der da anstelle. Rémy verschwindet hinter dem Gestein – und taucht oben auf dem Fels als gekrümmte, kämpfende Gestalt wieder auf. Es wirkt, als ob ein weiter unten stehender Widersacher ihn vom Felsen zerren möchte. Jetzt aber schnellt Rémy in die Höhe! Er taumelt. Seine Arme greifen nach oben. Wankt, rutscht ab und weg ist er. Joshua hört seinen Schrei, sieht ihn aber nicht. «Ich ertrinke... nicht stehen...helft...» Da schiesst Rémys Kopf hervor. Bereits hat ihn die Strömung erfasst. Er kämpft mit peitschenden Armen darum, oben zu bleiben.

Joshua ist starr. »Vater, hilf«, stösst er hervor. Er hat nicht gemerkt, dass David bereits durchs Gebüsch flussabwärts prescht.

»Ich ertrinke!«, kommt Rémys Schrei wieder. Dafür erkennt Joshua jetzt am andern Ufer den rennende Bernhard, der – was wird er tun? – der jetzt ins Wasser springt. Aber da ist ja David: Er hechtet auf

Rémys Höhe in den Fluss, taucht weg, taucht auf und plötzlich ist sein Kopf neben dem Rémys. Dicht beieinander schieben sie sich dem Ufer vis-à-vis entgegen.

»Wo ist Bernhard? Wo ist Bernhard? David! Bernhard ist weg!« Joshua schreit und jault und ist bereits daran, zurückzukrauln, schlägt den Fluss und schreit immer noch. Angelangt, rennt er los, flussabwärts, dort müssen sie sein. Das Gestrüpp reisst ihm die Haut auf. Und da liegen sie vor ihm! Neben dem würgenden Rémy streckt David wie ein Käfer auf dem Rücken alle Viere von sich. Dunkelrot ist sein Gesicht und sein Atem rasselt. Er reagiert nicht auf Joshuas Schluchzer, der wieder und wieder hervorstösst: »Bernhard ist weg, Bernhard ist weg!« Da endlich wirft sich David herum, als träfen ihn Schläge, stemmt sich auf und ist im Gehölz verschwunden.

«Sag' was!«, schreit Joshua. Rémy ächzt und zittert. Zieht unvermittelt die Beine untern Bauch und erbricht sich. Als er den Kopf hebt, blickt Joshua in die aufgerissenen, tränenden Augen eines Säuglings mit breiverschmiertem Gesicht.

»Ich bin dein Freund, kommt wieder gut, ich bin dein Freund«, stammelt Joshua und legt ihm die Hand auf die Schulter. »Ich bin dein Freund« wiederholt er unablässig wie eine Beschwörung und wagt nicht, das Geringste an seiner hockenden Haltung zu ändern, obwohl ihn die Knie unbarmherzig schmerzen. Er verstummt. Rémy rührt sich nicht. Aber er atmet. Nach langen Minuten erst nimmt Joshua das Sirren der *cigales*, das Winseln der Mücken und ein fernes unbestimmtes Jaulen wahr. Fiebrig heiss ist die Luft. Das Jaulen wird offensichtlich lauter. Jäh flammt es hoch, als sei es schon hinter den Büschen; jetzt erst erkennt Joshua die Sirene der *sapeurs pompier*. Eine Augenblick überkommt ihn die Angst, der Rettungswagen könnte in rasender Fahrt durchs Gehölz brechen. Aber da lenkt ihn der wieder aufgetauchte David ab, der gestikulierend drüben bei der Baumgruppe steht. Gleichzeitig fällt die Sirene auf einen dunkleren Ton, das Horn scheint leiser zu werden, verstummt abrupt. Aus Davids Gebärden liest Joshua, er solle da bei Rémy bleiben, er, David, müsse nochmals weg. Erschreckend, wie verzweifelt sein Vater wirkt.

»Was ist los?« Es sind Rémys erste Laute.

»Ich bin bei dir«, murmelt Joshua, »bleib liegen.«

David kehrt eine Viertelstunde später zurück. Er blutet aus einer offenen Wunde am Oberschenkel, die eine Schulter ist voller Schrammen.

Er knickt ungelentk neben Rémy in die Knie. Und wie sein Vater eine zögerliche und zitternde Hand an Rémys Schläfe legt, ist es Joshua klar: Bernhard ist tot. Nur das möchte er jetzt: von David umarmt und gehalten werden! Aber er spürt, dass gerade das ist unmöglich vor Rémys Augen! Dessen Blick tastet sich von seinem Gesicht zu Davids Gesicht und wieder zurück.

Irgendeinmal springt Rémy auf, ist mit ein paar Schritten am Wasser und dann schreit es auf ihm heraus: »Papa! Papa! Papaaaa!« Aber der Wald gegenüber gibt kein Echo.

Jahre später werden Mara, der Psychiaterin, Tränen in die Augen schiessen, als ihr Joshua von diesem Schrei berichtet. Und weil sie ihre Augen zupressen wird, um die Tränen einzudämmen, wird sie nicht mitbekommen, wie Joshua von der Couch aufspringt. Dann aber wird sie einen Schrei hören: Papaaaa wird Joshua schreien, so wie seinerzeit Rémy, mit einem nicht endend wollenden aaaa. Sie wird erschreckt die Augen aufschlagen, Joshua am Fenster ihrer Praxis stehen sehen und eindeutig ein Echo vernehmen, das von den Wänden schallt.

Joshua hält Rémys Hand, als der Sarg gesenkt wird. Da Bernhard erst kürzlich im Café de la Poste über die Feuerbestattung gelästert und mit der Begründung abgetan hatte, das Fegefeuer sei nichts für brave *charpentiers*, die eh keine Zeit zum Sündigen hätten, gab es die unübliche Erdbestattung. Im Übrigen war Rémys Mutter am Tag nach der Beerdigung auf der Mairie aufgetaucht und hatte resolut befohlen, das Dorffest hätte stattzufinden, nur das hiesse, ihren Mann ehren.

Jedenfalls feiert das Dorf vier Wochen später sein Fête votive. Und sie treten auf. Joshua an der Gitarre, Pete an den Drums und Rémy am Keyboard. Fünf Stücke bringen sie. Der Applaus ist überwältigend. Aber eigentlich gilt er nicht der neuen Band, die leidlich spielt, sondern dem Jungen, der seinen Vater verloren und vollkommen entrückt sein Instrument bedient und singt.

Der Herbst breitet sich aus. Der Mistral tost übers Land. Weiterhin üben sie in jeder freien Minute im Gewölbe. Bei Pete mehren sich die krächzenden Vorzeichen des Stimmbruchs. Zwar vermögen die zwei andern über die kehligen Ausreisser zu lachen, noch mehr aber sind sie befremdet. Genau genommen flössen sie ihnen Angst ein. Joshua hat den Anflug eines Gedankens, damit kündige sich ihm das Ende seiner Kindheit an. Pete schlägt den *beat* zunehmend aggressiver und dies nicht nur, weil er die ausbleibenden Hammerschläge Bernhards ersetzen will.

Setzt der Mistral ein paar Tage aus, schlafen David und Joshua häufig auf der Turmterrasse in den Hängematten, bewacht vom grand duc, der Eule, die hier oben in einem Mauerriss residiert. Sie reden und flüstern und schaukeln sich in den Schlaf. Manchmal ist ihnen bloss zum Weinen zumute; dann schweigen sie, bis irgendeinmal der grand duc mit seinem jagdfiebrigen Keuchen die Stille bricht. Weisse Blitze zucken aus seinen Flügeln, wenn er sich in die Nacht stürzt. Dann kann es sein, dass David ins Erzählen kommt.

Erstmals erfährt Joshua von Sophia, Davids grosser Liebe, die mit dem lautlosen Weltuntergang in der Weihnachtsauslage begonnen hatte. Joshua begreift vieles nicht und versteht doch, dass David von einem Wunder berichtet, das ihm widerfahren war. Behelfsweise stellt sich Joshua diese Sophia als Zauberin vor, deren Berührungen David von aller Schwere befreien. Er stellt sich vor, dass Sophia und David fliegen konnten. Dann musste etwas Schreckliches geschehen sein. Davids Andeutungen sind vage, als ob ihm jene Tragödie nur vom Hörensagen bekannt sei. Nachzufragen scheint Joshua ungehörig.

Einmal rezitiert David aus Sophias Gedichten. Joshua kennt sie nicht. Sie stehen nicht im Heft, dem er die Verse für seinen Song entliehen hat. Auch klingen sie ganz anders. Wie David sie leiser wiederholt, stellt sich Joshua das Bild der schönen Fee ein, die mit warmem Atem an eine kalte Fensterscheibe haucht. Ein unbekanntes Verlangen packt ihn, dieser Hauch möge seine Haut streifen. Schliesslich sagt er befangen:

»Dieses Gedicht steht aber nicht im Heft mit ihren Gedichten.«

»Es ist aus einem Brief«, antwortet David.

»Ihr habt euch Briefe geschrieben?«

»Aus einem Brief, den sie mir vor einigen Wochen geschickt hat.«

»Ihr schreibt euch immer noch?«

»Wieder! Aber nur selten. So wird es auch bleiben.«

»Warum ist alles so kompliziert, wenn man erwachsen ist?«

David seufzt: »Du meinst, wir machen uns das Leben unnötig schwer?«

»Ja!«

»Vielleicht, weil ein leichtes Leben kein Gewicht hat.«

«Verstehe ich nicht!»

»Das Schwere ist unten, weil es schwer ist. Und drüber schwebt das Schöne! Wie sollte es schweben können, wenn es kein Unten gäbe?«

»Das hilft Rémy auch nicht!« Joshua tönt zornig.

»Als Sophia verschwand, halfen mir meine Einsichten auch nicht.«

»Und du bist heute noch traurig?«

»Sehr! Aber drüber schwebt das Schöne.«

»Meine Mutter war es wohl nicht!«

»Doch. Sie auch. Und du, Joshua!«

»Was? Ich? Ich habe damit nichts zu tun!«

»Oh ja! Wäre Sophia geblieben, gäbe es dich nicht! Und es ist wunderbar, dass es dich gibt.«

»Schon gut, Dada«, wehrt Joshua verlegen ab. Davids Liebeserklärung ist ihm peinlich. Dada! Für David Daddy stand es, als Joshua klein war. Oh Dada, ich möchte nie erwachsen werden! Diese Nächte sollen ewig bleiben. Und die Tage mit Rémy...

Fast immer dauern ihre Gespräche bis zur Morgendämmerung. Es ist etwas Verwünschenes um diese Stunden, von denen nur sie und der Grand Duc wissen, der auftaucht und verschwindet, als sei es ihm Pflicht, über ihre Unversehrtheit zu wachen.

Tagsüber ist David wie verschollen. Zurückgezogen in seinem Atelier schreibt er an seinem Theaterstück. Wovon es handelt, gibt er nicht preis. Klar ist bloss, dass es für die Bühne und nichts fürs Marionettentheater ist. Nur einmal, bei einer Tischrunde, bringt er eine Szene zur Sprache, an der er gerade arbeite – um ein fiktives Welt Dorf zu gehen. David fordert alle auf, sich die Welt geschrumpft auf ein Dorf in der Grösse Saint Anastasies vorzustellen. Die sechseinhalb Milliarden Menschen entsprächen also genau den einhundert Einwohnern. Man geht auf sein Bild ein und David bittet um eine Schätzung:

»Wie viele im Dorf sind Christen?«

»Einer!«, sagte Joshua.

Er meine nicht, verdeutlicht David, wie viele als wahrhaftige Christen lebten, sondern der prozentuale Anteil an der Weltbevölkerung. Deshalb habe er Saint Anastasie genau hundert Einwohner gegeben.

Man schätzt eifrig – 40, 45, 60...

»In unserem Weltdorf genannt Saint Anastasie leben 27 Christen. 73 glauben an andere Gottheiten. Nächste Schätzfrage: Wie viele Menschen in unserem Weltdorf können weder lesen noch schreiben?«

Die Stimmung ist noch heiter. Sprüche fallen. Die Dorfschule sei nun mal nicht die beste und Françoise, die Lehrerin, schwerhörig...

»70 können weder lesen und schreiben«, unterbricht David.

Chabrier, der Weinbauer am Tisch, lästert: «Hab ich noch nie gelesen!«

»Du wohnst ja auch am schönen reichen Dorfplatz von Saint Anastasie. Deshalb hast du keine Ahnung, was in den engen Gassen passiert. Dort zum Beispiel können sich 52 deiner Nachbarn nur mangelhaft ernähren. Ihr 25 am Dorfplatz habt es sowieso gut. Ihr habt Essen im Kühlschrank, Kleider am Leib, ein Dach über dem Kopf und ein Bett ist bereit! Die anderen 75 in Saint Anastasie haben das nicht.«

»Ist das wahr?«, entsetzt sich Rémys Mutter.

»Schaut einfach unsere Runde hier an. Wir sind acht. In unserem Weltdorf sind wir die einzigen, die Geld auf der Sparkante haben. Alle andern 92 leben von der Hand in den Mund.«

»Mit Statistik kann man alles machen. Sie ist nun mal nicht gerecht, die Welt«, wirft Chabrier ein.

»Aber sieh‘ mal, die Kinder dort vor der Mairie. Siehst du, wie zerkümmert sie sind? Würden sie ernsthaft krank, müssten sie sterben. Medikamente können sich ihre Eltern nicht leisten.«

»Wie viele im Hundert-Leute-Dorf sind noch Kinder?«, fragt Joshua atemlos.

»Unser Weltdorf ist sehr jung. 72 sind jünger als 15 Jahre. Von diesen 72 würden 40 eine schwere Krankheit nicht überleben: Kein Geld, keinen Arzt, kein Medikament. Aber wir andern im Dorf werden zuschauen, wie sie auf dem Dorfplatz krepieren.«

»Unvorstellbar, würden wir nie tun«, ruft Chabriers Frau.

David starrt sie eine Weile an, um dann zu grummeln: »Statistik geht einfach nicht unter die Haut. Ich muss das alles umschreiben, verflucht...!«

Der Mann muss eine Löwenstimme haben! Trotz aufgedrehten Verstärkern vernehmen Rémy, Pete und Joshua sein Brüllen im Gewölbe und rennen in den Hof. Er kehrt ihnen den Rücken zu und wiederholt brüllend, ob denn niemand da sei, die Gastfreundschaft sei doch noch nicht ausgestorben, hoffe er. Die drei hätten den Stämmigen mit schwarzem Schopf wohl noch länger begafft, wenn der sich nicht plötzlich umgedreht hätte. Von seinem Leib steht wie ein Bauchladen ein *Cachot* mit Aprikosen ab. Der Kerl macht ein paar Schritte auf sie zu und übergiesst sie mit einem Wortschwall, dem sie entnehmen können, sie sollten nur zugreifen. Seiner dröhnende Aufforderung lässt er gleich Taten folgen und stopft Pete zwei Früchte in die Brusttasche des Shirts, um sogleich in Lachen auszubrechen: »Nehmt das Zeug! Ich bin Jonas! Nur keine Scheu! Fruchtbare Kraft für die Jugend!«

Jonas! Das also ist Jonas! fällt Joshua ein. Er hatte einiges über ihn gehört. *Sophias Onkel. Der Mann vom Balkan. Moslem geworden. Skilehrer einst, dann Hotelier, ein Tausendsassa... Moment! David hatte ihn anders genannt: ein Millionensassa sei der!* Joshua knabbert unschlüssig an der Umhütung der Frucht, die Jonas ihm aufgenötigt hat. Der hat sich mittlerweile selber paarweise Früchte in den Mund gesteckt, die er mitsamt Stein verschlingt. Fruchtsaft rinnt ihm aus dem Mundwinkel übers Kinn.

Erst Rémys Augenzwinkern erlöst Joshua aus seiner Einschüchterung. Es ist ja auch zu staunenswert, wie sich dieser Elefant gebärdet! Trompetet, als ob er einen Rivalen in die Flucht schlagen müsste! Andererseits ist sein slawisch akzentuiertes Deutsch von jovialem Reiz, desgleichen seine brachialen Gebärden und seine krachenden Lacher. Jovial und brachial! Obwohl er sich der genauen Bedeutung dieser Begriffe nicht sicher ist, scheinen sie Joshua für diesen Menschenkerl passend.

»Wo ist der Herr dieser Burg?«, trompetet Jonas und weil David in diesem Augenblick oben auf der Treppe, die Hof und Küche verbindet, auftaucht, stösst er nochmals in den Rüssel: »Grosser Dichter und Freund der Familie! Ich bin im Land. Sieh‘ es will Abend werden, drum bleibe ich hier!«

Diesen hochtrabenden Satz, der sich Joshua ins Gedächtnis ätzt, kontert David mit barschem Tonfall: »Also rein mit dir, Jonas«, und verschwindet sogleich wieder im Innern.

Es war mehr Befehl als Einladung, zumal die Worte von einer herrischen Geste unterstrichen wurden, die Joshua bei seinem Vater nie zuvor gesehen hatte. Jonas grinst die Jungen breit an. Makellos weisse, aber grobe Zähne zeigen sich. Dann steigt er die Treppe hoch.

Die drei verziehen sich in ihren Übungsraum, wo Pete sofort in Lachen ausbricht. Rémy dagegen öffnet ganz aufgedreht Jonas‘ Sprechweise nach:

»Ssi éss will Apend wérnd! Fr Früschte für die Jughénd...« und drängt darauf, die Aussprüche übersetzt zu bekommen. Am Keyboard auf und abhüpfend improvisiert er daraufhin einen pompösen Choral, zu dem er lauthals singt: «Voyez! La nuit tombe.! Ssi éss will Apend wérnd! Alors, je reste chez vous. Alors, je mange avec vous. Alors, je vous mange und il ne restera plus rien de vous.»

Eine Stunde später stossen sie im Hof auf David, der offensichtlich sein Schreiben für heute abgeschlossen hat und liest. Jonas ist weder zu sehen noch zu hören. Er sei einkaufen gefahren, sagte David, er wolle am Abend für alle kochen. Und kochen, das könne er, fügt David an, zwinkert dabei seinem Sohn zu, aber Joshua vermag das Zeichen nicht zu deuten.

In der Tat inszeniert Jonas eine Schlemmerei, die dem geflügelten Wort vom Leben wie Gott in Frankreich alle Ehre macht. Auch Rémys Mutter und Petes Eltern nehmen teil. Eine *Mousse aux aubergines* und eine *aux crabbes* ist die Vorspeise, der köstliche *Loup de mer* kommt auf einem ebensolchen Gemüsebeet und das *Carré d'agneau au miel à lavande* erntet höchstes Lob. Allerdings sitzen sie erst um zehn Uhr zu Tisch, denn Jonas schuftet über Stunden in der Küche. Dabei beschallt er das Haus lautsingend mit Schlagerfetzen, unterbrochen von schmatzenden Lauten, die Joshua aber zutiefst zuwider sind.

Schon um neun hatte David den Tisch gedeckt, darauf auch Kerzen platziert und angezündet. Die Kerzen in den Haltern an der längsseitigen Mauer des Tisches entzündet er dagegen erst, wie sie mit dem Essen beginnen. Eine Bedeutung kann Joshua darin nicht erkennen, doch es fällt ihm auf.

Die *Crème brûlée* zur Nachspeise ist ein Traum... Bis dahin hat David wenig gesagt. Das mag Höflichkeit gegenüber dem Gast sein, der weitschweifig, aber amüsant und mit überraschend temperierter Stimme erzählt; in fliessendem Französisch doch slawischem Beiklang. David hatte nur zugehört. Nun prostet er unvermittelt Jonas zu, dankt ihm und fügt sogleich dezidiert an: »Du kannst bis übermorgen bleiben, Jonas.«

Allen am Tisch ist sofort klar, dass dies nicht grossherzig, sondern im Gegenteil eine Ausladung ist. Jonas scheint es nicht zu empfinden, denn er antwortet frohgemut: »Man dankt! Man dankt!« Nichts verrät, ob er beleidigt ist. Da hinter ihm, genau auf der Höhe seines Kopfes, die Kerzen im Wandhalter brennen, wäre im Gegenlicht seine Mimik auch kaum lesbar gewesen. Peinliche Stimmung kann Petes Vater wegen nicht aufkommen, der soeben von der Toilette zurückkehrt, nichts mitbekommen hat und sogleich seine Heldentaten auf der Jagd nach den unberechenbaren sangliers ausbreitet. Man trinkt viel. Der Lärmpegel steigt. Zum Käse kredenzt Jonas die zweite Magnumflasche, die aus seinem spanischen Weinkeller stamme. Welcher Art sein Besitztum dort ist, bleibt unklar, weil er wechselnd von Ruine, Gehöft oder Landgut spricht. Dabei schlüpft er zunehmend wieder in die Rolle des lauthalsigen Kerls, der nachmittags im Hof aufgetaucht war. Sein Gesicht hat sich gerötet. Eine schwarze Haarsträhne steht schweissverklebt vom Ohr ab – Joshua findet, es sehe lächerlich aus. Dennoch kann er sich der Faszination des gestikulierenden, schwadronierenden Kerls nicht entziehen. Als ihm vorhin Rémy und Pete Zeichen gaben, von hier zu verschwinden, hatte er abwehrend den Kopf geschüttelt und sie ziehen lassen. Joshua glaubt nicht die Hälfte von dem, was Jonas aufischt und wundert sich eigentlich, dass die Erwachsenen am Tisch nicht widersprechen. David schweigt wieder beharrlich, und obgleich er Jonas im Auge behält, scheint zweifelhaft, ob er ihm überhaupt zuhört. Die beiden Frauen sind aufgekratzt und lachen viel. Petes Vater dagegen befindet sich plötzlich in einem absurden Wettstreit mit Jonas: ob die Marokkaner, die hier in den Weinbergen oder die Bosnier, die für Jonas arbeiten, die schlimmeren *salauds* seien. Jonas' Müsterchen sind schlagend. Was die an seinem Bau pfuschen, abends den Zement in der Trommel eintrocknen lassen... Wenn Jonas wüsste, wie es die *Marocains* hier trieben, kontert Petes Vater. Schafften abends locker ein paar Dutzend Kilo der frischgestochenen Spargeln hinter seinem Rücken auf den Schwarzmarkt. Joshua weiss nicht, wie es kommt, aber plötzlich hört er sich rufen: »Ihr seid gemein. Ihr macht euch lustig.« Petes Vater lacht schallend.

»Warte nur, mein Freund, bis du mal in meiner Lage bist. Du wirst deine bitteren Erfahrungen machen.«

Von Jonas kommt ein verhangener Blick, von dem Joshua das Gefühl hat, er bleibe auf seinem Gesicht kleben. *Als ob eine Kröte auf meinem Gesicht hockte*, denkt Joshua, und gleichzeitig: *Warum nur kann ich dem Blick dieses Elefantenmannes nicht standhalten?*

«Ich denke mir, dass der Krieg bei euch die Menschen schlimm durcheinander bringt«, wirft Rémys Mutter ein. »Ist es nah bei Ihnen, Monsieur Jonas?«

Jonas starrt sie düster an. Man muss den Eindruck haben, die Frage mache ihn betroffen.

»Furchtbar, dieser Krieg. So unnötig und grauenvoll! Was Menschen sich gegenseitig antun, ist nicht erzählbar. Ich will euch nicht schockieren. Um Politik geht es überhaupt nicht. Um die Kapos geht es, die sich austoben wollen. Gangster allesamt! Ich will euch wirklich nicht den Abend verderben.« Er verstummt.

»Was man hier liest, was mit den Frauen geschieht... in den Lagern...«

»In den Lagern, ich den Kampfgebieten, überall! Vergewaltigen und dann ein Schuss. Oder umgekehrt!«

»Was man hier liest«, prustet Pierres Vater verärgert, «ist un vrai bordell!

Kroatische Serben und serbische Kroaten und moslemische Bosnier und bosnische Serben, kein Schwein versteht das!«

»Sind halt alles Schweine! Ist auch egal, was die sind. Es gibt nur zwei Sorten. Die Lämmer und die Wölfe! So ist es doch! Die Lämmer werden geschlachtet, die Wölfe haben ihren Spass. Und die Lämmer der einen Herde blöken sogar Beifall, wenn ein Wolf die Lämmer einer anderen Herde drannimmt. Die Lämmer, die sind wirklich blöd! Halten nicht mal zusammen, die Wölfe, die schon. Da sagte mir so ein Kerl aus Pricziç, Jozo mit Namen, er habe gesehen, wie ein Einziger nacheinander fünfzehn, achtzehn niedergemacht habe mit einem Beil, die hätten schön brav in der Reihe gewartet –

«

Während dieses Wortschwall hatte David die Kerzen im Wandhalter hinter Jonas' Kopf ersetzt. Joshua sieht plötzlich zwei spitze Flämmchen aus dessen Haarschopf stechen. Das Bild verwirrt ihn und einen Augenblick bemüht er sich, seiner Irritation nachzuspüren – er verpasst dabei den Anschluss an Jonas' weitere Ausführungen:

» – bis sie an die Reihe kamen. Brav gewartet. Habe ich von diesem Jozo selbst. Konnte der fast nicht fassen, wie leicht das ging.«

»Un vrai bordell!« Pierres Vaters Anmerkung geht unter, weil Jonas nahtlos den drastischen Ablauf einer Vertreibungen anhängt. Augenzeugen hätten es ihm berichtet, wiederholt er mehrmals. »Kommen die Scheisser in einen Laden, lassen sich das Bargeld aushändigen und den Händler um sein Leben flehen und schießen ihm am Schluss doch die Eier weg. Nur mal so, damit es die Runde macht. So setzt du mit ein paar Schüssen ein ganzes Dorf in Trab.«

David ist, nachdem er die Kerzen entzündet hat, stehen geblieben. Nun macht er sich durchs Schütteln der Streichholzschachtel bemerkbar. Wie alle aufschauen, sagt er nur knapp, dass er schlafen gehe; niemand solle sich zum Aufbruch gedrängt fühlen. Natürlich tritt dass Gegenteil ein; Petes Eltern und Rémys Mutter erheben sich. David winkt allen und verschwindet, während die drei andern Jonas die Hand reichen und aufbrechen. Jonas ist sitzen geblieben. Er hebt sein Glas, um Petes Vater ein »Prost« nachzurufen, führt es sogleich schwungvoll an den Mund und leert es in einem Zug. Dann schenkt er es wieder voll, schiebt gedankenlos die Flasche Joshua entgegen, stutzt und zieht sie wieder zurück: »Ach, noch zu jung dazu, vierzehn erst, was? War wohl auch nichts für dich, was da zur Sprache kam. Furchtbar ist das alles, furchtbar! Nichts für dich.«

Joshua hat mit einem Anflug von Panik seinen Vater verschwinden sehen. *Noch nie hast du mich so sitzen lassen! Die Flämmchen flackern doch in diesem Haarschopf. Wer ist da verschwunden? Du als David? Oder du als mein Dada?* Sein Blick bleibt dabei hartnäckig an Jonas haften, der wieder einen Schluck nimmt und trunken wiederholt:

»Nichts für dich, nichts für dich.«

»Ich glaube doch!«

»Sieh an! Du glaubst doch. Prost, Joshua! Auf dein Wohl! Und das deines Vaters, der freundlicherweise bereit ist, mich noch einen ganzen Tag zu dulden!«

Joshua weiss nicht, was ihn ankommt; ihn dünkt auf einmal, David müsste ihn mit Absicht allein in Jonas' Gesellschaft zurückgelassen haben. Aber was für einen Sinn würde das machen? *Was habe ich mit Jonas zu schaffen? Warum ist er hier aufgetaucht und bleibt noch bis übermorgen? Er entsetzt sich ob der Schrecken und redet doch wie ein Wolf.* Und Joshua sagt:

»Ja, mein Vater ist freundlich!«

»Tatsächlich?«

»Ich bin nicht so!«

»Wasss?« Jonas reisst die Augen auf.

»Nicht so freundlich. Ich glaube nicht, dass du zu den Lämmern gehörst.« Joshua vernimmt sich sprechen und wundert sich und fühlt doch, dass alles seine Richtigkeit hat. Nur welche Richtigkeit das ist,

weiss er nicht. Aber dass ihm einfällt, was er sagt, und dass er ausspricht, was ihm einfällt, soll offenbar sein.

»Sieh an! Dann hast du gar nicht begriffen, dass mich dein Vater rauskomplimentiert.«

»Oh doch! Ich habe auch gesehen, wie er dich ins Haus befahl!«

»Befahl? Dein Vater befahl mir, ins Haus zu kommen? Das ist ja ein Witz! Was soll das, junger Mensch! Erst darf ich nicht zu den Lämmern gehören, doch ein folgsames Schaf sei ich doch! Ha!«

»Mein Vater hat keine Angst vor dir, das habe ich begriffen.«

»Zum Schreien. So besoffen kann ich gar nicht sein.«

»Und ich hab‘ die Angst noch... aber ich will...«

»... ich muss total besoffen sein...«

»... dass du morgen schon gehst«. Joshua erschrickt ob der Schärfe seines Satzes und seiner Unbesonnenheit – könnte er, würde er sie rückgängig machen. Aber hinter seinem Erschrecken steht die Ahnung, dass er gar keine Wahl gehabt hat und dass er nie mehr eine haben wird

»Jetzt wird es aber peinlich, junger Mensch. Das geht dich nun wirklich keinen Dr... nichts an!«

Joshua hat sich vom Stuhl erhoben: »Auch das habe ich begriffen. Du, Jonas, du und deinesgleichen gehen mich etwas an! Gute Nacht.«

Entgeistert bleibt Jonas sitzen. Am meisten verdattert ihn, dass er nicht zu durchschauen vermag, was passiert ist. Aber er spürt eine unbestimmte Angst, und damit verbunden einem scharfen Hass auf diesen kleinen... diesen Bastard.

Das Wort durchschiesst ihn wie ein Stromstoss: Bastard! *Ein gefährlicher Bastard ist dieser Joshua. Ich werde ihn mir rechtzeitig vom Hals schaffen müssen!* Und fügt halblaut an: »So wahr ich der bessere Bastard bin.« Er erhebt sich vom Stuhl, gewichtig wie ein Herrscher, der soeben ein Gnadengesuch abgelehnt hat.

## (Vier Kapitel weiter)

### G-Saite

Joshua kommt gegen Mitternacht an, öffnet das Gittertor, fährt in den Hof und bleibt fürs erste im Wagen sitzen. Die Scheinwerfer beleuchten einen aufschliessenden Dschungel: das ganze Gemäuer ist zugewuchert, als wären dem Haus die Fenster abhanden gekommen. Efeustränge, die keinen Halt gefunden haben, hängen als Lianen von Dachvorsprung und Mauerkanten. Wohl ist ihm nicht. Windstill wie es ist, bewegt sich kein einziges Blatt, und je länger er ins hochragende Dickicht starrt, desto grösser wird sein Unbehagen.

Er steigt aus, lässt aber den Scheinwerfer brennen, um Licht machen und aufschliessen zu können. Der Schalter für die Aussenlampe müsste an genau dieser Stelle sein, aber er kann ihn nicht finden. Als er ihn entgegen der Erinnerung viel tiefer platziert ertastet, springt ihn zwar Licht, aber sogleich auch Wehmut an: um so viel hat er sich verschätzt, als er erwachsen geworden ist. Neun Jahre ist es her, dass er hier mit David gelebt hat...

Er schliesst die Tür auf. Auch in der Küche funktioniert das Licht. Zurück beim Wagen, um den Scheinwerfer auszuschalten, fällt ihm auf, dass die Windstille mit einer Totenstille einhergeht. Auch kein menschliches Geräusch ist zu vernehmen – es scheint ihm plötzlich unerträglich, zurück ins Haus zu gehen. Nichts, das ihn willkommen hiesse – nur die erstarrte, tonlose Erinnerung. Erst, als von weither ein Hund bellt, zerfasert der Spuk. Gleich darauf zirpt eine einzelne Grille los; nichts könnte seinem Gemüt melodischer erscheinen.

In der Küche brüht er sich einen Tee auf und steigt mit der Tasse zur oberen Terrasse, auf zwei Seiten von den Ruinenstrünken eines Turms begrenzt. Seit je her ist hier übers Mauereck eine Hängematte gespannt. Die verbliebenen Mauerstücke wirken immer noch mächtig, nur weit oben ist das Gemäuer zu Zacken gerissen.

Er legt sich in die Matte. Wie arrangiert hockt auf einer der Zacken, als ob er stecken geblieben wäre, der runde Mond. Motorenlärm nähert sich, setzt aus und entfernt sich wieder. Vom Tee nimmt er absichtsvolle Schlucke, weil er sich vornimmt, Schluck um Schluck sein Unbehagen zu mindern. Es



gelingt ihm nicht. Die kurze Genugtuung, die er verspürt, als sich der Mond vom Zacken abgelöst hat, weicht nur dem Misstrauen über seine labile Befindlichkeit – abhängig von solchen Selbstverständlichkeiten! Mein Gott, was bin ich müde! Müde und dumpf. Was kommt ihm die Matte diesmal unbequem vor; er streckt und hangelt sich in eine erträglichere Stellung. Aber nun hat unversehens eine lächerliche Wendung aufsässig alle seiner Gedanken infiziert: *Lieber Gott, müd' und dumpf, böser Gott, arg im Sumpf*. Er bemüht sich minutenlang, sie zu verscheuchen, und wie das nicht gelingt, mit einer andern Wendung zu übertönen. Unverhofft enthüllt sich ein Vers, der ihm als Songanfang gefällt:

*Zu Schrott gefahren deinen Pott / Müder Mann im Mond / Und glaubst noch flott an einen Gott / Müder Mann im Mond!...* Vielleicht ginge es – die Gitarre, die Fender! Vor sechs Jahren, drei Jahre nach Davids Tod, als er mit Paddy und den andern hier war, hat er das Instrument ein letztes Mal in Händen gehabt. Welch eine fantastische Jamsession hatten sie zelebriert, damals in der Nacht vor der Abreise!

Er steigt hinab ins Haus, geht Licht machend durch die Räume und findet sie schliesslich. Hausfreund Hubert hatte sie einst als Dreingabe in einem Gegengeschäft erhalten. Sie war arg lädiert gewesen, aber tönte noch. Sie hatte zu den stetig herumgeschobenen Utensilien gehört, für die sich niemand zuständig fühlt, also auch dafür nicht, sie zu entsorgen. Er nimmt sie mit nach oben, grätscht über die Hängematte und beginnt die Gitarre zu stimmen. Der Mond hat sich vom Turm abgesetzt und ist weitergezogen. Wahllos greift er einige Akkorde – und entdeckt, dass die G-Saite neu ist. Frisch aufgespannt! Das kann nicht sein! Seit Jahren hat niemand auf dem Instrument gespielt, auch damals vor sechs Jahren nicht. Woher also die neue Saite? Er überlegt noch und juckt doch schon auf, weil er spürt, dass ihn die Unruhe sowieso gleich dazu nötigen wird. Kaum steht er, ist ihm klar, dass er jetzt in Davids Atelier gehen muss! Er verspürt Angst – sieht ein Bild im Blitzlicht: David im blauen Blazer am Tisch über die Knetmasse gebeugt.

Er entriegelt die Holztür, macht Licht und hat als erstes den bestimmten Eindruck, dass die Position des Stuhles zum Tisch wie gefälscht wirkt. Und wiederum hat er die vorauseilende Ahnung, dass ihm gleich eine Entdeckung bevorsteht, da ist sie: jemand ist hier gewesen. Erst verzögert wird ihm ein erstes Indiz bewusst: Das Paar steht auseinandergerückt. Der Mann trägt keine Kette, die Frau keine Haarsträhne mehr überm Gesicht. Er geht näher und da liegt ein Haarbüschel zu ihren Füßen. Ein zweites Indiz trifft ihn schrill wie ein Stromschlag: die Schubladen am Stock sind alle fast identisch weit herausgezogen. Könnte dieser Jemand, der hier eingriffen hat, noch im Haus sein? Das Kinn hochgerissen horcht er angestrengt ins Haus hinaus. In der Küche rumpelt der abschaltende Kühlschrank. Das war's. Kein Geräusch sonst. Er umklammert den Gitarrenhals wie einen Schlagstock.

Alles drängt ihn, das Haus zu verlassen. Vivianne und Didier würden ihm jederzeit, ohne Erklärung zu erwarten, ein Bett anbieten.

Oder er könnte zu Sophia fahren; das wäre etwas weiter, doch eigentlich das Nahe liegende! Nur ist sie nicht allein – das weiss er von Telefongesprächen – ausgerechnet jetzt lebt eine jüngere Frau aus Kroatien bei ihr. Natürlich würde sie ihn, »den gefundenen Sohn«, wie sie ihn einmal genannt hat, mit offenen Armen aufnehmen. Was also hindert ihn? Dass ich sie nicht für mich allein habe... Weil mir vorkommt, diese Frau halte meinen Platz besetzt?

Er bleibt. Die folgenden Stunden kommen nur schwer voran, stockend wie seine nichtsbringenden Gedanken. Schlafen kann er nicht, also treibt er sich auf unsinnigen Touren durch die Räume und lässt überall das Licht brennen. Die Einsicht, dass nichts wirklich Bedrohliches passiert war, nützt ihm wenig. Wie belanglos doch die Entdeckung war, dass jemand Davids Atelier besucht und allenfalls durchstöbert hatte. Die Angst bleibt.

Schliesslich holt er einen Rotwein. Er trinkt rasch, die Trunkenheit kommt, er wird gleichmütiger und denkt daran, sich doch noch ein Bett zu nehmen. Er müsste einfach loslassen... Stoff zum Spritzen hätte ich... Dass ich nicht daran gedacht habe... Das Heiligtum. Davids Raum. Vivianne? Niemals! Und Sophia? Sie hätte es mir gesagt! Unversehrt bleiben... Zuviel Mythos! Aber einen betrunkenen Blick tun; betäubt und unbefangen das Atelier betrachten. Dann schlafen.

Erst jetzt, wo bereits der Morgen dämmt und er ein letztes Mal am Werkstisch steht, wird ihm klar, was er bereits vor Stunden unbewusst registriert hat: Die kleine Satansgestalt fehlt. Er wüsste nicht mehr, wie sie ausgesehen, wohl aber, dass sie vor sechs Jahren dagestanden hatte.

Seltsamerweise ist damit auch die diffuse Angst weg. Dieser Jemand hat plötzlich weniger bedrohliche Konturen: ein gewöhnlicher Dieb bloss! Ein Dieb hat das Haus durchsucht, deshalb auch die heraus-

gezipften Schubladen. Irritierend bliebe höchstens, dass in andern Räumen keine Spuren festzustellen sind.

Übermüdet und zunehmend betrunken verfällt er einer grossen Gleichgültigkeit. Es wird hell. Ein Weinbauer fährt mit Trecker und ratterndem Anhänger auf die Felder. Joshua wirft sich aufs Sofa und schläft kurz danach ein.

Ein fernes Hämmern weckt ihn, das sich, sobald er bei Sinnen ist, als Klopfen an die Tür erweist. Hubert steht draussen. Hubert, der Maçon und Lebenskünstler, der ihm als kleinem Jungen, wie allen Kindern im Dorf, stets Bonbons und Scherzworte zugeworfen hatte; David hatte er regelmässig mit ausgedienten Rebstöcken fürs Feuer und Einschätzungen zu Gott, Welt und der Pariser Agrarpolitik beliefert, denn er fühlte sich nicht als Maurer, sondern als Weinbauer, stolzer propriétaire eines kleinen Ackers mit ein paar Dutzend Rebstöcken.

An seiner Schulter baumelt das Jagdgewehr – bei ihm eine Art Markenzeichen. Er liebt es, in den Eichenwäldern den Sangliers nachzustellen. Allerdings hat ihn niemand im Dorf je mit Beute heimkehren sehen, und ein Gerücht besagt, Weidmanns Heil hiesse für ihn, die Patronen Zuhause zu lassen.

»Gratulation, ein neues Auto!«, ist seine Begrüssung.

Joshua wehrt ab: »Nein, immer noch den Subaru.«

»Eben, aber letzte Woche hattest du einen silbernen Was-weiss-ich-für-eine Marke, nichts Blaues jedenfalls.«

»Ich kam erst gestern Nacht.«

Hubert schaut ihn misstrauisch an: »Da stand aber ein silberner Wagen, nahe beim Tor. Oder grau, hell jedenfalls. Hab' ich gesehen.«

Er späht über Joshuas Schulter zum Tisch auf der Terrasse, was stets ein Zeichen war, dass er eine Einladung zu einem frühen Gläschen nicht ablehnen würde.

Joshua macht sich einen Kaffee und öffnet für Hubert einen Weissen. Der weiss viel Neues; dass Vivianne als Posthalterin kündigen wolle, dass der junge Siccard einen bösen Motorradunfall gehabt und wohl gelähmt bleibe und... – Joshua denkt an den silbernen Wagen.

»Der junge Siccard, nicht zwanzig, an den Krücken...« Hubert ist aufgestanden und macht ein elendes Gehumpel vor, wie Tritte im Hof knirschen. Eine Stimme ruft nach Joshua, Schritte treppauf – und vor ihnen steht Jonas, Sophias Onkel. Joshua erkennt ihn sofort, obwohl Jonas wie neu erfunden wirkt. Allein nur, dass er eine Kravatte trägt: Blauseidig schimmert der Knoten im Halsausschnitt einer teuer wirkenden Lederjacke. An Gesicht und Frisur wirkt die Farbe wie eingeschmolzen: braun die Haut, schwarz die Haare. Was seine wohlgenährte, weltstädtische Eleganz einzig relativiert – was ist es? Die Anspannung seiner Schultern? Das Bullige in seiner Haltung? Aber wie er losbricht, verscheuchen seine geschmeidigen Gesten auch das...

»Du kennst mich doch, Joshua, ah, und der liebe Hubert ist auch hier, was für ein Wiedersehen, was ist das heiss heute, der Bus von Nîmes kurvt durch jedes Kaff, bis er endlich St. Anastasie beehrt, ich war ja lang nicht mehr in der Gegend, ewig nicht mehr, jetzt bist du ja ausgewachsen, du warst kaum 14 damals... Das war doch hier, unser letztes Rencontre, n'est-ce pas?« Mit diesem Wortschwall, auf französisch, schiebt er sich zum Tisch, um mit der Rechten nach Huberts, mit der Linken nach Joshuas Hand zu greifen, diese packt und schüttelt als ob er zwei Wasserpumpen in Betrieb nehme.

»Der Weg hier hinauf ist eine wahre Strafe, aber mein Wagen steht mit rauchendem Motor in einer Werkstatt in Avignon, blockierter Kolben oder so, ob das gut geht, die haben doch nie einen Sechshunderter Benz von Nahem... Ich wollte dich nicht überfallen, war auf der Durchreise, aber schön, dich zu sehen, was bist du gewachsen, das war immer ein besonderer Ort, wie geht es Ihnen denn, Hubert...«

Irgendeinmal während dieser Wortflut lässt Jonas die geschüttelten Hände los und setzt sich an den Tisch. Der Mann könnte die personifizierte Selbstsicherheit sein! Seine Präsenz ist so stark, dass es Hubert merklich unwohl wird. Mit dicken braunen Fingern befühlt er verloren die Tischkante. Schliesslich steht er abrupt auf und verabschiedet sich.

Sein Abgang lässt Joshua perplex zurück. Ihm kommt es vor, als habe sich die Szene gleich doppelt abgespielt... Sein Blick bleibt gebannt, haltsuchend auf der Tür, obwohl Huberts Gestalt längst verschwunden ist.

»Wie das wuchert, wie das wuchert«, hört er Jonas' Stimme, und durchschaut jäh seine Täuschung zu Huberts zweifachem Rückzug: wie dieser eben hatte ihn damals David allein mit Jonas am Tisch zurückgelassen.

«Das wuchert, unglaublich!« Jonas ist aufgestanden, stolziert über die Terrasse und lässt seinen Blick schweifen, als beschäue er ein Kaufobjekt. Das Bild, das er Joshua bietet, wäre lachhaft genug, ihn nicht ernst zu nehmen, nur... Harmlos ist er nicht! Sprungbereit! Noch mächtiger als damals, obwohl ich jetzt kein Kind mehr bin. Damals? Habe ich ihn damals nicht zurückgewiesen? Er nötigte uns, Aprikosen zu essen... Warum nur hat ihn Sophia kaum je erwähnt?

Joshua erinnert sich jetzt, dass Sophia einige Male Briefe aus Kroatien erhalten und ihm daraus vorgelesen hatte. Sanja war die Schreiberin und manchmal waren Fotos im Umschlag gewesen, die ein riesiges Anwesen zeigten, Parkwege, Büsche, einmal Sanja zu Pferd... Zu Fuss hergekommen? Jonas doch nicht. Zumindest einen Ersatzwagen...

»Du bist wohl nicht viel hier, Joshua? Schade, so ein schönes Haus! Da hast du ein rares Stück geerbt.« Jonas hat sich wieder an den Tisch gesetzt. «Was meinst du, kann ich bis morgen bleiben? Eine Übernachtung mit Frühstück. Einerzimmer bitte.« Er deutete mit einem Grinsen an, dass sein Auftritt an einer Hotelrezeption als Komik aufzunehmen sei. »Morgen ist meine Karre wieder bereit, sagen die mécaniciens, aber natürlich sind es Franzosen, da weisst du nie. Wäre nett von dir, jeune homme.«

Warum fällt es Joshua so schwer, dieser Unverfrorenheit einfach ein Nein entgegenzustellen? Jonas' Verwandtschaft zu Sophia wegen? Oder weil Jonas, aller Aufdringlichkeit zum Trotz, eine unverstehende Lebensfreude ausstrahlt? Wie seine gesunden Zähne das Grinsen markieren – bloss unsympathisch ist er ja nicht! Kraft geht von ihm aus! Ist es das? Kommt ihm nach dieser düsteren Nacht das Angebot von Sicherheit gerade recht?

Weil Jonas in diesem Moment den Kopf senkt, wie bereit, eine Absage entgegenzunehmen, entdeckt Joshua eine schütterere Stelle. Ein paar Haarsträhnen sind bewusst über die Lichtung drapiert. Dieser Makel, die kaschierte Schwachstelle, stimmt ihn umgehend nachsichtig. Im Übrigen hat er Sophias schöne grüne Augen! Mit Verwunderung ist sich Joshua bewusst geworden, dass er eine Absage gar nicht in Erwägung zu ziehen vermag. Kein Problem, er habe nichts dagegen, wenn Jonas bleibe. Allerdings würde er bald abreisen... Jonas grinst fröhlich und hebt den Hintern vom Stuhl, um eine Verbeugung anzudeuten.

»Und dann? Konntet ihr etwas miteinander anfangen? Du und dieser übergreifende Onkel Jonas, den du als Junge bereits als Wolf entlarvt hattest?«, wird Joshua Wochen später von Mara gefragt werden. Und Joshua wird im Einzelnen berichten von drei Stunden mit Jonas auf der Terrasse in Saint Anastasie und dabei die Entdeckung machen, dass seine damalige Wahrnehmung vor Maras Nachfragen nicht besteht. Er wird erkennen, dass jenes unverbindliche Geplänkel auf der Terrasse zwischen einem Joshua und einem Jonas im Grunde der Beginn der Schlacht gewesen war...

Jonas senkt seinen Hintern wieder ab und lacht: »Wer hätte das gedacht?«

»Was gedacht?«

»Wir zwei! Dass wir nochmals zusammensitzen, ausgerechnet hier!«

»Ausgerechnet?«

»Ich meine, es ist lange her.« Jonas Hand schlingert in einer unbestimmten Bewegung durch die Luft. Vielleicht will er nur die Fliege verscheuchen, die an der Tischkante entlang krabbelt.

»Ich kann mich kaum noch erinnern«, sagt Joshua.

»Ich schon. Sehr gut sogar!« Jonas bleckt die Zähne und zwinkert: »Überall hingen eure Fahndungsplakate.«

»Was hing?«

»Die Plakate. Mit euren Köpfen drauf. Wie hiess deine Band damals doch: Les Mystérieux?«

»Les Misérables. Wegen Victor Hugo.«

»Hugo? Ihr hattet einen Manager?«

Joshua bleibt ernst: »Nein, hatten wir noch nicht.«

»Aber jetzt habt ihr bestimmt einen! Ich höre, ihr geht sogar auf Tournee. Alle Achtung!« Jonas Handfläche klatscht auf den Tisch.

»In vier Monaten, ja. Woher weisst du das?«

»Die Spatzen pfeifen es von den Simsen«. Von den Dächern, korrigiert Joshua für sich, aber insistiert:

»Woher sonst noch?«

»Von Sanja, denk ich mir. Und die wird es von Sophia wissen. Schreiben einander, da bleibt kein Geheimnis am Trockenen. Wohin geht es denn?«

»Italien. Da sind wir Vorvorgruppe... Dann England.«

»Tut den Mafiosi gut, wenn ihr ein wenig Kultur bringt« – Jonas grinst einmal mehr – »aber die Frauen dort... meine Nachbarin ist Italienerin, eine umwerfende Frau! In vier Monaten, sagst du? Ihr werdet noch berühmt und reich!«

»Nicht so wie du!« Joshua wundert sich, dass ihm diese spitze Bemerkung hinausrutscht. Eigentlich ist er viel zu müde, als dass er die Unverbindlichkeit ihres Gesprächs gefährden möchte.

»Ich und reich! Woher hast du das?«

»Von deinen Simsen...«, gibt Joshua zurück.

»Haha! Touché! Raffinierter Bursche! Sag's ja immer: Nicht alles ist Gold, was glänzt, aber vieles ist auch Gold und glänzt doch nicht«. Als kryptische Wendung war das wohl nicht gemeint, eher als goldrichtiges Stichwort in eigener Sache. Jedenfalls füllt er die nachfolgende Viertelstunde mit einem seltsam akzentuierten Monolog über seine Geschäfte, die *glänzend* liefen, auch wenn leider die wirklich *goldenen* Jahre vorbei seien, was heiße schon *reich*, er gäbe ein *Vermögen* her, um mehr Zeit zu haben, zu selten die Tage, die er auf seinem *Landgut* in Spanien verbringen, seine *Pferde bewegen*, seine *Oldtimersammlung* geniessen könne. Im Übrigen hätten die Kriege auf dem Balkan das Unterste nach oben gekehrt, die Gier nach dem schnellen Geld sei schlimm und die Mentalität der Slawen noch schlimmer – dröhnend sein Lachen, als er nachschiebt: »Schlawiner!« Dass ihm Jonas mit einer plötzlichen Wendung das Wort zurückgibt – »dein Haus hier wird ja auch kaum genutzt, oder?« – überrumpelt Joshua.

»Nein!«

»Dann bist du doch...?«

»Ich bin nie da!«

»Ab und zu auf einen Sprung?«

»Keine Minute. Auch sonst niemand. Sechs Jahre, seit ich mit der Band da war, blieb alles unberührt.« Jonas wirkt irritiert wenn nicht entsetzt, als ob ihm eine Ungeheuerlichkeit zugemutet würde.

»Das ist ja bereits kriminell«, schnaubt er, um sich sofort zu mässigen: »Schade, schade.«

Dass das Haus so lange verlassen war, scheint Jonas zu beschäftigen. Mehr als eine halbe Stunde später, als sie über Joshuas Band sprechen, kommt er darauf zurück. Im Übrigen zeigt er Interesse für die Logistik der anstehenden Tournee und gibt sich fachmännisch. Von Achsen verstehe er ja nun etwas. Er habe schliesslich als kleiner Transporteur begonnen und noch heute in seinem Wagenpark ein gutes Dutzend Sattelschlepper, alles Zwölf- oder Sechzehnachser. Was ihre, eh... – er sucht das Wort – Maschinerie so an Gewicht habe?

»Einige Tonnen sind es schon, vielleicht sieben, acht. In England haben wir dann noch unser eigenes Bühnenmaterial. Nochmals vier, fünf Tonnen.«

Wie sie das denn handhabten? Die Anlagen seien doch sicher sehr wertvoll, da sei wohl eine Bewachung rund um die Uhr nötig. Jedenfalls im Balkan wäre das so. Nur Dummköpfe würden es darauf ankommen lassen – oder dann noch die grossen Bosse, deren Revier unbestritten sei...

»Auch ein Haus wie dieses hier könntest du niemals über Jahre unbeaufsichtigt lassen. Nicht bei uns! Schaut du nicht selbst nach dem Rechten, schaut garantiert ein anderer auf seine Weise danach.« Sein Schmunzeln ist zweideutig und damit klar. »Du willst doch nicht sagen, Joshua, dass in all diesen Jahren nichts passiert ist? Nichts weg? Nichts zerstört? Wenn niemand in einem Haus lebt, fällt ja sofort auf, wenn...«

»Ja, es müsste eigentlich auffallen.«

»Siehst du!« Joshua spürt wohl, dass ihn Jonas fragend anblickt. Aber er weicht aus.

»Ich wüsste nicht, was sich zu stehlen lohnte.«

Jonas kontert mit einem halb besorgten, halb höhnischen Ausruf:

»Du vielleicht nicht, ein anderer schon!«

Ihr Gespräch ist plötzlich erloschen. Sie schweigen und Joshua beginnt sich zu fragen, wer von ihnen die Stille länger ertragen wird. Nach zwei, drei Minuten stellt er mit Erleichterung fest, dass sich seine Frage wie von selbst modifiziert: Nicht wer das Gespräch wieder anstossen, sondern wie Jonas es versuchen wird. Joshua legt den Kopf in den Nacken und schliesst die Augen. Köstliche Sonnenwärme strömt ihm über Lider und Wangen. Da vernimmt er Jonas wieder:

»Das sind eben die Künstler. Kopfmenschen! Das Wertvollste da oben eingelagert!« Joshua, die Augen immer noch zu, meint zu wissen, dass Jonas veranschaulichend an die Stirne tippt. Er muss lächeln. Er gibt keine Gründe, zu sprechen, keine, die Augen zu öffnen. Es gibt keine Gründe, unsere Fremdheit zu überwinden... Er hört, wie Jonas seinen Stuhl zurückschiebt und über die Terrasse geht.

Als er hinsieht, hockt er auf der entfernten Mauer, mit Blick auf die Garrigue, und zündet sich eine Zigarre an.

»Wollte dich nicht einräuchern.«

»Kein Problem, trotzdem danke. Ist bestimmt ein edler Stängel.«

»Sehr edel! Willst du versuchen? Kenne den Davidoff ja persönlich. Hält mir das Beste vom Feinsten zu« – unversehens ist Jonas am Referieren; Wölkchen, Worte, Wölkchen. So eine Zigarre sei ein Kunstwerk, dreissig Mark das Stück; dass dem Deckblatt entscheidende Bedeutung beikäme, der Auswahl der Tabakblätter nicht minder, und nicht zu unterschätzen sei der richtige Druck der Damenballen beim Rollen!

Zehn der dreissig Mark sind verraucht, als Jonas abrupt von seiner Laudatio zu einer Verdi-Oper wechselt, die er in Mailand genossen habe, die Simonetta habe gesungen, unglaublich, zweifellos die Grösste. In Wien habe er anderntags ein Theaterstück gesehen, von einem Tabori, auch sehr beeindruckend, die Bühne frecherweise als Boxring. Ob nicht auch David an einem Theaterstück geschrieben habe, fürs richtige Theater, nicht wie das Weihnachtsstück, das sogar am kroatischen Fernsehen gezeigt worden sei, ob Joshua das gewusst habe? Ob er eigentlich wisse, wie viele Sender das Spiel jeweils brächten, da flössen doch sicher immer noch reichlich Tantiemen...?

»Nein«, sagt Joshua, bewusst unklar, worauf er sich bezieht, einfach nur bemüht, Jonas zu stoppen.

»Nein? Keine Tantiemen? Verstehe ich nicht. Und sein Theaterstück?«

»Ich wollte es nicht wissen. David war nicht zufrieden damit. Er hätte es nicht zur Aufführung gebracht.«

»Aber du kennst es?«

«Nein.«

»Vielleicht ist es einfach sein Weihnachtsspiel im Grosse?«

«Ich weiss es nicht. Es ist gut so.«

»Aber das Marionettenstück! Dass so etwas zum Dauerbrenner wird! Verstehst du das?«

»Ja,« sagt Joshua und ihr Gespräch scheint wieder ein Ende gefunden zu haben.

Als Joshua ankündigt, in den Nachmittagsstunden etwas Schlaf nachholen zu wollen, bittet ihn Jonas um seinen Wagen. Er möchte in Avignon nach dem Rechten sehen und im Übrigen eine Tasche mit Kleidern holen. Er würde auf der Rückfahrt fürs Abendbrot einkaufen – was denn genehm sei?

Joshua holt den Schlüssel. Jonas' Dank ist überschwänglich:

»Das hilft mir sehr, danke, wirklich vielen Dank. Apropos Wagen. Das wollte ich dir schon vorhin sagen, als wir über deine Tournee gesprochen haben. Im Moment ist bei uns nicht alles ausgelastet. Ich könnte euch einen Transporter zur Verfügung stellen, für einige Zeit. Sponsoring nennt man das doch. Wäre ganz familiär. Verpflichtet dich zu nichts.

Nehm' ja an, sonst müsstet ihr mieten. Wäre mir wirklich eine Freude. Überleg' es dir.«

Er lacht, als er Joshuas verblüfftes Gesicht sieht: »So bin ich nun mal.

Aufdringlich! Weiss ich doch, weiss ich doch! Ist gar nicht so böse gemeint, wie es manchmal wirkt. Überlege es dir einfach. Ein Fahrer wäre dabei. Lohn zahle ich dem sowieso, ob der nun rumhängt oder fährt. Also, bin schon weg...«

Nach Jonas' Abgang trödeln Joshua im Haus herum. Keinen seiner Gedanken bekommt er richtig zu fassen, seltsam amorph kommen sie ihm vor... Schliesslich legt er sich doch hin. Gegen sechs wacht er auf, überrascht, dass er tatsächlich geschlafen hat. Jonas ist noch nicht zurück. Es wird sieben, acht. Jonas taucht nicht auf. In zunehmend bedrückter Stimmung entschliesst er sich gegen neun, zu Vivianne zu gehen. Ihre Freude und Umarmung sind so herzlich, dass er sofort daran denkt, hier zu übernachten...

»Ein grosses Glück, dich endlich wieder hier zu haben«, wiederholt Vivianne ein- ums andere Mal; sie zieht ihn in die Küche und erklärt ihm wortreich und lachend, dass jeder Widerstand zwecklos sei, er werde hier essen. Wenig später stösst Didier, ihr Mann, dazu. Auch der begrüsst ihn mit einer wohlthuenden Umarmung, gibt als Dreingabe schmatzende Wangenküsse und lobt seine Frau, dass sie Joshua nicht habe entweichen lassen – »jetzt, wo wir dich endlich mal wieder da haben!«

Zu dritt essen und trinken sie, reden sie draussen unter der Eiche. Die laue Nachtluft ist durchwoben vom unablässigen Sirren der Zikaden. Joshua erscheinen sie lauter als üblich, als wollten sie ihre gestrige Enthaltensamkeit wettmachen.

Vivianne und Didier erzählen von früher, als David die Ruine renoviert, wie Joshua als kleines nacktes Kerlchen manches Boulespiel durcheinander gebracht, in dem er sich der cochonette bemächtigt habe... Joshua mag zuhören. Anders als sonst ist es ihm nicht peinlich, sich als Figur der frühen Kindheit

zu begegnen. Eher, dass es ihn besänftigt und wärmt. Er muss nicht nach dem Bett fragen; Didier bietet es von sich aus an. Aber er hat sich bereits anders entschieden und lehnt ab. Aber dann müsse er morgens zum Frühstück kommen. Er weicht aus, weil ihm Jonas in den Sinn kommt. Erwähnt hat er ihn nicht. Es wird Zeit. Er hilft beim Hineinräumen und verabschiedet sich.

«Nicht zuviel denken, schlafen, mon petit!«, gibt ihm Vivianne auf den Weg und gerade deshalb gerät er ins Grübeln, weil er nicht erkennen kann, was sie zu dieser Mahnung verleitet hat.

Sein Wagen steht nicht im Hof, also ist auch Jonas nicht zurück. Aber seine Müdigkeit ist mittlerweile so übermächtig, dass die aufkeimende Beunruhigung gleich wieder erlahmt. »Schlafen, mon petit«, hatte Vivianne gesagt. Er wirft sich in den Kleidern aufs Sofa unter der Galerie, nimmt noch die Spinnweben wahr, die sich über Kanten und Ecken spannen und schläft ein. Kein rückkehrender Jonas stört ihn, und dass der Wagen frühmorgens vors Gittertor gefahren wird, hört er nicht.

Jonas hat, wie der Zettel kundtut, den Joshua in den Vormittagstunden unter dem Scheibenwischer seines Wagens findet, seinen Mercedes noch am Vorabend übernehmen können – »die Garage wird dafür sorgen, dass dir dein Auto wieder vor die Tür gestellt wird. Danke! Prosit« (auf dem Beifahrersitz liegt ein Holzkistchen mit zwei Flaschen teurem Armagnac).

Und trotzdem war es keine harmlos durchschlafene Nacht gewesen. Er war im Wahn und doch bei Sinnen gewesen, denn irgendeinmal hatte jene machtvolle Stimme, der er doch längst entflohen war, den Raum erfüllt. Sogar die feinen Gespinste am Balken zitterten, als ob die Luft, als ob sogar das Zwielicht vibrierte. Ewig lang war es her, neun lange, gnädige Jahre, dass er sie letztmals vernommen hatte. Er hörte ihr zu und horchte nach der Quelle, doch konnte er keine ausmachen. Er wählte sich in der Schweben zwischen Traum und Wirklichkeit, doch als die Stimme verstummte, rieselten Töne, feiner als Stäubchen, aus den Gespinsten – er hörte sie wirklich! Und die Spinnweben an den Balken besänftigten sich und hingen wieder bewegungslos – seine Augen sahen es genau! Er schauderte, weil ihm schien, dass wispernde Tonsplitterchen auf seine Haut rieselten und verglommen. Natürlich war er wach gewesen. Seine Füße waren kalt, das war Beweis genug. Er wusste jedes Wort. Und er wusste auch, dass er widerstanden hatte. Seine Widerrede hatte die Stimme zum Schweigen gebracht. Das war gut so. Er zog die Füße unter die Decke. Aber jetzt war er jäh allein, durchbohrt von der Sehnsucht, noch einmal, ein einziges Mal noch die magischen Töne vernehmen und verglimmen zu spüren. Er schämte sich ob seiner selbstsüchtigen Anmassung. Als es wunderbarerweise geschah, musste er weinen, weil er nicht erwartet hatte, dass ihm diese Zärtlichkeit zustünde.

Gegen Mittag beginnt er die Abreise vorzubereiten; er entdeckt, dass ihn die Normalität, die damit verbunden ist, zutiefst beglückt. Er ist ein Mann, der die Koffer packt und ein Haus zusperrt. Entsprechend umständlich und zögernd geht er dabei vor, kontrolliert dreimal, ob sein Pass eingepackt, dreimal, ob die Gasflasche zugekehrt ist. Bevor er in den Wagen steigt, zündet er Jonas' Zettel an, behält ihn aber in der Hand, bis er verkohlt ist. Ein letztes Fetzen lässt er los. Bei Vivianne und Didier schaut er nicht mehr vorbei, stellt ihnen aber den Armagnac auf die Schwelle.

Sie rufen ihn zwei Tage später an. Im Kistchen sei eine Notiz von Jonas. Sie möchten sie ihm vorlesen, bittet er. Jonas bietet nochmals an, einen Transporter mitsamt Fahrer zur Verfügung zu stellen. Das sei nicht nur so dahergesagt gewesen. Erreichbar sei er unter folgenden Nummern... »Entschuldige tausendmal, dass ich deinen Wagen nicht persönlich zurück gebracht habe. Aber ich hatte plötzlich einen dringenden Termin. Ist sonst nicht meine Art, Vereinbarungen zu unterlaufen, herzlich, Jonas«, schliesst die Mitteilung.

Joshua notiert sich die Nummern auf einem Zettel, den er als Buchzeichen ins Telefonbuch legt, dessen offene Seiten die psychiatrischen Praxen der Stadt auflisten. Und er klappt das Buch zu – morgen, spätestens übermorgen wird er bei irgendwem anrufen.

## (Drei Kapitel weiter)

### Drachen

Fahl zuckt das Blaulicht eines Notfallwagens über die Wände des Hotelzimmers, wischt über Spiegel, Vorhänge und die angelehnte Tür zum Badezimmer, durch die das Mädchen ins Zimmer getreten war.

Joshua weiss nicht, ob er durch wahnhafte Träume gerannt oder von Drogen betäubt wach gelegen hat. Atemlos steht die Luft, stockend die Zeit. Heute oder gestern, jedenfalls in dieser Woche, ist es plötzlich erschienen. Als nackte Gestalt tritt es im Gegenlicht aus dem Badezimmer. Weil das Haar nass an den Wangen klebt, wirkt der Kopf lächerlich klein, Brüste und Bauch dagegen fleischig und schwer. Joshua schliesst die Augen. Als er sie wieder öffnet, sitzt die junge Frau auf der Bettkante zu seinen Füßen. Die fülligen Brüste wölben sich über seine Zehen. Hastig zieht er die Füsse zurück und winkelt die Beine an.

*Ich habe etwas Schönes für uns, sagt sie. Die Spritze in ihrer Hand ist mit flimmernder Flüssigkeit gefüllt. Ich habe hier etwas Schönes für uns. Jetzt steht sie neben einem riesenhaften Vorhang, dessen Falten aus unwirklichen Höhen neben ihr zu Boden stürzen. Fluoreszierende Milch spritzt aus ihren kastaniengrossen Brustwarzen. Eine Stimme spricht – ist es ihre? Sie ekeln dich aus der Band. Weil du auf jeder Saite ein König bist, deshalb! Aber du hast ja mich. Ich bin deine Braut.*

Joshua muss eingeschlafen sein, jedenfalls schreckt er auf, als vom Pier her ein scharfes Hupen ins Zimmer gellt. Tatsächlich prasselt nebenan Duschwasser. Und Dampfschwaden quellen durch die Türritze ins Zimmer.

Er liegt lang gestreckt auf dem Bett. Wie er an sich hinunterblickt, wabert Nebel um seine Füsse. Auf seine Ohren schlägt ein verzerrtes Gitarrensolo, dröhnend und dissonant. Wo ist der Knopf? Wo überhaupt ist der verfluchte Lautsprecher? Wahnsinn, was für Memmen die hat! Und noch immer spritzen die Milchstrahlen. Ach, das ist die Musik! Aus ihren riesenhaften Brüsten spritzt der Sound! Er muss lachen. Ihn fröstelt. Er kreuzt die Arme über der entblössten Brust. Seine Hände klammern sich an die Schultern. Da! Ein Schmerz wie frisch geschliffen! Er kann die Quelle punktgenau orten: aus der Ellbogenbeuge heraus jagt er hinauf in seinen Kopf. *Bin ich wach? Ja, jetzt bin ich wach! Und ich weiss sicher, dass ich wach bin. Jetzt sehe ich alles klar!*

Aus den Kulissen, von Boxen halb verdeckt, starrt sie ihn seit Beginn des Konzerts an. Wie immer *Chicks* dastehen und starren. Sie ist wegen ihm da, das weiss er. Wie er wieder mal hinblickt, steht sie bis zum Bauch in den weissen Nebelschwaden, die auf die Bühne quellen. Eine Riesin ist sie, eine Riesin mit prallem Busengewölbe, deren Leib durch die Wolkendecke stösst. Sie will ihn. Sie wird ihn verschlingen. Wie sie riecht! Wie kommt es, dass die fiebrigen, höhnischen Säfte, die sie absondert, ihn sogar hier verätzen? Kann es sein, dass die Saiten so heiss sind? Sie brennen sich glühend in seine Fingerkuppen. Es ist wirklicher echter Schmerz! Und sogleich merkt Joshua, dass er sich wiederum getäuscht hat: Er steht nicht auf der Bühne, sondern liegt lang gestreckt auf dem Hotelbett, auf dessen Bord das Mädchen hockt und ihm seine klammernden Finger von den Schultern zu lösen versucht. Aus ihren nassen Haarsträhnen perlen Tropfen auf seine blossen Brust und brennen ihm schwarzgeränderte Löcher in die Haut. Er schreit auf. Und sie drückt ihm die Nadel unter die Haut.

»Viel Reserve war da nicht mehr, Sie hatten viel Blut verloren.«

Wie ein Arzt sieht Joshuas Gegenüber in Jeans und orangem Strickpullover nicht aus. Nur das Stethoskop vor seiner Brust ist ein brauchbares Indiz. Und, ja doch! Auch der fürsorgliche Ernst in der Stimme ist schlüssig. Dr. Furley vom Royal Hospital in Brighton beugt sich über den Schreibtisch:

»Wenn Sie noch in der Stadt bleiben, was ich Ihnen nicht raten möchte, dann meiden Sie nächstens den Strand. Da gibt es alle paar Tage einen Vorfall. Das war nicht ein Sturz, das war ein Schlag mit scharfkantigem Instrument. Naja, Instrument ist wohl nicht das geeignete Wort! Der Blutverlust war das eine. Sie müssen stundenlang dagelegen haben. Und das andere wissen Sie. So, wie Ihr Arm zerstoichen ist. Seit wann spritzen Sie? Seit kurzem erst, sagten Sie meiner Kollegin...«

Joshua hatte sich vor dem Gespräch, das ihm die Stationschwester vormittags angekündigt hatte, zu einigen Vorsätzen durchgerungen. Einer war, unverbrämt Auskunft zu geben.

»Vor sechs Monaten hatte ich zum ersten Mal... Heroin. Dann einige Wochen nicht mehr, dann doch wieder...« Wie ein Tabubruch kommt ihm vor, den Stoff beim Namen zu nennen. Furley beobachtet ihn wartend. Als Joshua nicht weiterfährt, sagt er:

»Sagen wir also: Regelmässig! In der Sucht drin! Nein, ich kann mich bei Ihnen nicht entschuldigen, wenn ich Klartext rede. Sie fixen Heroin und das wird Sie töten und das wissen Sie. Und deshalb fahre ich auch gleich fort und frage Sie: Warum? Warum verdammt noch mal tut sich ein junger Mann das an, der, wie man mir sagt, ein guter Musiker ist, auf Erfolgswelle, mit Konzerten, Plattenvertrag? Warum pumpen Sie sich dieses Zeugs rein?«

Mehr als Furleys forschende Direktheit ist Joshua von dessen offenkundigen biografischen Kenntnissen überrumpelt. *Was weiss er sonst noch über mich? Und woher?* Sofort verspürt er Argwohn, überlegt...

Der Arzt interpretiert seine Mimik richtig:

«Klar doch, wir wissen einiges über Sie. Während Sie hier halb tot herumlagen, meldeten sich Stimmen aus ihrem Leben. Nehme mal an, die haben irgendwie Kenntnis bekommen von diesem Bericht in unserem lokalen Revolverblatt, das dem Überfall mitsamt Rettung eine veritable Story widmete, inklusive Namensnennung. Jedenfalls meldete sich zuerst ihre Agentur und dann auch die Musikusse ihrer Band. Ich gab Order, dass man nicht zu Ihnen durchschalten sollte, aber Grüsse auszurichten, das versprach ich. Was hiermit geschehen sei. Und sagen Sie mir jetzt nicht, dass dies nicht mehr Ihre lieben Kollegen seien, weil Sie die Band nämlich vor zwei Wochen schnöde verlassen haben. Das jedenfalls sagte man mir. Und dass Sie trotzdem im Plattenvertrag mit drin sind, auch das soll ich Ihnen ausrichten.«

Furleys ironisch eingefärbte Wendungen verstärken Joshuas Gefühl einer ungeheuren zeitlichen Distanz. Ja, er hatte die Band verlassen! Aber jener Abend in Oxford, als er nach dem Konzert zum Bahnhof flüchtete und sich die Fahrkarte zur Küste löste, ist bloss noch eine ausgewaschene Erinnerung. Ihm kommt vor, als sei er damals tagelang geradeaus marschiert, hinein in eine menschenleere Wüste, dabei voller Wut gegen jede Versuchung, einen Blick zurück zu tun. Deutlich erinnert er nur an Paddys zornigen Aufschrei. Der sass bereits im *Voyager*, als er ihm sagte, er würde nicht mit ihnen ins Hotel zurückfahren, er wolle noch allein loszuziehen... Durch die offene Schiebetür schrie ihm Paddy nach: *Diese kroatische Hexe!*

»Scheisskroatin«, entfährt es Joshua halblaut.

Furley kneift sich mit spöttischer Geste in die eigene Wange: «Ich frage Sie, warum Sie sich umbringen wollen, und Sie antworten mir nach angemessener Bedenkzeit mit *Scheisskroatin*. Entweder ist das nun das berühmte Unterbewusstsein, oder wir sprechen nicht die gleiche Sprache. Ich bitte um Aufklärung. Was hat es mit diesem Weib für eine Bewandtnis? Und beantwortet Ihre Beschimpfung wirklich meine Frage, warum Sie ratenweise aus ihrem Leben aussteigen wollen?«

Wie wohl ihm die burschikosen Formulierungen des Arztes tun, aller Direktheit zum Trotz! Vielleicht, weil sie jeder Wehleidigkeit vorbeugen? Oder weil sie so etwas wie Kameradschaft widerspiegeln? Trotzdem ist Joshua nicht klar, wo er ansetzen könnte. Gab es eine einfache Antwort? Und wenn, wollte er sie überhaupt aufdecken? Intuitiv entschliesst er sich für den Zeitgewinn...

«Warum fragen Sie mich das alles? Warum bringen Sie mir dieses Interesse entgegen...?»

»Auch eine Antwort, wenn auch als Frage verpackt. Jetzt werde ich Sie schockieren. Weil ich gestern Nacht lange mit jemandem telefoniert habe, der Sie über alle Massen mag. War wohl von Ihren Musikern ins Bild gesetzt worden, dass Sie hier liegen. Ein grossartiger Mensch, obwohl er schlecht englisch spricht. Ha! Niemand ist perfekt! Aber er liebt Sie, um das Wort zu gebrauchen. Und dieser gute Mensch brachte mir bei, dass auch Sie ein ganz besonderer Mensch seien. Was ich ihm glaubte. Manchmal geschehen eben Wunder. Englisch, getunkt in französischen Akzent, fürchterlich! Rémy heisst er.«

Joshua schiessen die Tränen in die Augen, Sehnsucht und Schmerz in den Bauch. Er sieht nichts mehr, nicht sein Gegenüber, nicht den Raum. Rémy ist hier und sein Vater ist hier, nebeneinander stehen sie und beider Arme sind ihm entgegen gestreckt. Dann blendet sich die Beerdigung von Rémys Vater darüber: David, sein Vater, tritt zu einem erstarrten Rémy und legt ihm die Hände auf die Schultern. Und wieder wechselt das Bild. Einen Augenblick sieht er sich selbst von aussen, diesen zusammengekrümmten Menschen auf dem Stuhl; seine Schultern zucken, doch könnte es auch sein, dass der Stuhl den Menschen schüttelt...

«David, warum bist du nicht da?» Es ist ein Wimmern.

Der Arzt bleibt sitzen, aber schiebt seine Hand über die Pultplatte auf ihn zu – Joshua sieht es durch Schleier. Ihn dünkt, diese Geste nötige ihn, sich genauer zu erklären...



«Mein Vater ist gestorben.»

»Ich weiss«, sagt Furley.

«Deshalb...!«

»Deshalb was?«

»Ihre Frage vorhin...«, stammelt Joshua.

Es wird still. Jäh hat Joshua das bestimmte Gefühl, der Arzt betrachte ihn mit lachendem Gesicht. Er drückt sich die Tränen aus den Augen und sucht Furleys Blick, innerlich bereit, auf eine heitere Mimik zu treffen, von der er weiss, dass sie ihn tief entsetzen müsste. Aber Furley starrt konzentriert auf seine Armbanduhr und sagt gleichzeitig:

«Nein! Nicht deshalb! Es mag wider den Anstand sein, einem leidenden Menschen zu widersprechen, aber in meinen britischen Adern ist das Blut nun mal ein wenig kühler. Sie fixen nicht deshalb, weil Ihr Vater gestorben ist. Wenn Sie mir das denn suggerieren wollten. Jahre ist das her, junger Mann, Jahre! Sagte mir Ihr Freund. Ich bin kein exklusiver Privatpsychiater, der würde Ihnen wahrscheinlich glauben. Ich bin nur ein lausig bezahlter Stationsarzt ihrer Majestät und darauf getrimmt, Heilungsprozesse so kurz wie möglich zu halten. Meinen Vater hat am Suezkanal eine Granate zerrissen, also hören Sie auf! Entschuldigen Sie meine Hartnäckigkeit, aber was ist mit der Kroatin? Im Übrigen darf ich Ihnen die Mitteilung machen, dass Ihr Freund auf dem Weg hierhin ist.»

*Das will ich nicht! Rémy darf mich nicht sehen. Wenn er plötzlich hereinkäme...* Hastig fragt Joshua:

»Wann, hat er gesagt, dass er hier sein wird?«

»Fehlpass! Das hätte ich Ihnen besser nicht jetzt gesagt! Ich spür‘ wie Sie auf Rückzug gehen. Die Kroatin werden Sie mir nicht mehr vorstellen. Ich sag‘ nur: passen Sie auf. Ihre Kollegen sind der Meinung, die sei regelrecht auf Sie angesetzt worden. Von wem? Wen kennen Sie in Kroatien? Wer tut ihnen das an? Zu Ihrem Freund: er dürfte in diesen Minuten in Heathrow landen. Rechnen Sie selbst! Britische Pünktlichkeit vorausgesetzt. Aber nochmals: verschonen Sie Ihre Adern mit dieser Kacke! Jetzt, per sofort. Noch haben Sie eine Chance. Ich drücke Ihnen jetzt die Hand», – Furley packt über die Tischfläche greifend mit beiden Händen Joshuas Hand – «und wenn ich sie schüttle, dann meine ich das durchaus exklusiv. Ich habe keinen Sohn. Also nehmen Sie es als Händedruck eines temporären Vaters.»

Als Rémy drei Stunden später an eben diesem Schreibtisch geführt wird, um hier auf Dr. Furley zu warten, der, wie die Stationsschwester sagt, Wert darauf lege, ihn persönlich zu Joshua zu bringen, und Dr. Furley schliesslich ins Zimmer tritt, Rémy herzlich begrüsst und mit ihm daraufhin durch die Korridore zu Joshuas Zimmer geht, ist dieses leer und der Schrank geräumt.

Ob sie ihn suchen werden? Das scheint Joshua unwahrscheinlich. Aber alles treibt ihn, so rasch wie möglich aus Südengland wegzukommen. Er verspürt, was ihm über Wochen abhanden gekommen war: eine nüchterne Entschlossenheit. Mit vorsichtigem Entzücken registriert er es. Aber ihm ist auch die Angst wie ein nachhetzender Hund auf den Fersen, dass sich die Sucht melden könnte. Am Bahnschalter in Brighton stellt er fest, dass er in seinem Reisesack kein Bargeld findet – klar, er war ja ausgeraubt worden! – und empfindet euphorische Genugtuung: kein Bargeld, kein Stoff. Hingegen ist ihm die Kreditkarte im Innenfutter seiner Jacke geblieben.

Er löst nach Paris. Abfahrt ist in einer halben Stunde. Er begibt sich zum Bahnsteig. Alle paar Minuten informiert blechern eine männliche Lautsprecherstimme über ein- und ausfahrende Züge. *South Africa – the real dream*, verheisst das Plakat an der Betonwand: über die glutrote Sonnenscheibe am Horizont ziehen Kraniche.

Der Zug ist fast leer. Im Abteil nebenan sitzen eine Frau mit müdem Gesicht und ihr Junge. Sie wirken ärmlich, nicht der abgenutzten Kleidung als der Art wegen, wie sie eng zusammengerückt auf der Bank sitzen, irgendwie bemüht, nur das Minimum an Raum zu belegen. Und der Junge blättert die Seiten seines Comics geräuschlos um.

Der Zug durchzieht Weidlandschaften mit Schafen, Hecken, Gutshäusern. Knirschen rostigen Metalls. Ruckeln. Joshua döst mit geschlossenen Augen vor sich hin. Im Halbschlaf kann er nicht davon ablassen, sich die Comicseiten vorzustellen, die von der Bubenhand sorgsam umgeschlagen werden. Gebrabbel zweier Männerstimmen, die sich in leisem Englisch austauschen – *money... future... market... business... derivatives...* Er fällt in einen erschöpften Schlaf. Hartnäckig drängen sich Erinnerungen vor, als möchten sie begutachtet werden. Vielleicht befindet er sich gar nicht im Schlaf, sondern in hypnotische Versenkung. Wie warm und bestimmt hat dieser Doktor Furley seine Hand umschlossen! Sarkastisch, ja, das war er. Aber auch verbindlich und herzlich. Ob Rémy jetzt mit ihm

spricht? Rémy! Dass du dich einfach ins Flugzeug setzt und herfliegst! Das bedrängt mich. Du weisst doch alles! Damals an der Cêze die Zweige... Natürlich war es nicht ein Windstoss, du warst es! Du hast mich gesehen, auf dem Wasser gesehen. Dein Zeugnis wäre der Beweis gewesen... Unerträglich! Deshalb fragte ich dich nie! Ich wollte keine Gewissheit! Meine Wahrnehmung war einfach gestört, das passte mir. Die Stimmen. Die Visionen. Die Mission. Alles Einbildung! Und wenn nicht? Was dann? Dann die Gischt! Diese Gischt, die nach dem Stich durch meine Adern schäumt. Gnadenvoll wirksame Säure, die mein Wesen und mein Schicksal auflösen. Wundervoll. Gift? Mir ist es Heilpulver!

Ein plötzlicher Gedanke, brennend unangenehm, stösst Joshua aus dem Halbschlaf. *Ihre Kollegen! Sind der Meinung! Regelrecht auf Sie angesetzt! Passen Sie auf!* Unwillkürlich blinzelt er. Der Junge ist immer noch über seinem Comic. Und auf Joshuas Gehör schlägt, wie soeben neu entstanden, das metallene Rumpeln. Er behält die Augen geschlossen, aber Furleys Warnung nötigt ihn jäh zu Scharfsinn. Auf ihn angesetzt? Was hiess das? Dass es jemanden gab, der die Kroatian, diese Maria, in seiner Nähe haben wollte?

Ach! Da ist nichts dahinter. Angehimmelt hat sie ihn.

*Und dass sie immer reichlich Stoff hatte?*

*Hatte sie eben. Selber süchtig eben.*

*Süchtig, doch ganz uneigennützig, wundervoll!*

*Mochte mich eben!*

*Ah, wirklich? Liebe gar?*

*Nähe! Suchte meine Nähe!*

*Einfach so? Zufällig?*

Es ekelt Joshua, wie hartnäckig sein eines Ich das andere Ich vor sich hintreibt.

*Jedenfalls ohne böse Absichten!*

*Aber sie kam mit jenem Mlinaric?*

*Der war einfach nur hilfsbereit.*

*Wundervoll. Alle sind sie hilfsbereit. Wie auch Jonas, nicht wahr?*

Abrupt bricht sein inneres Zwiegespräch zusammen. Die letzte Frage hat eine Schärfe, die Joshua die Augen aufreissen lässt. Er sieht den Jungen, der aus einer Tüte Chips angelt und dieses seiner Mutter anbietet. Die wehrt ab, aber fügt ein knappes Kopfnicken in seine Richtung an. Der Junge versteht augenblicklich und hält die Tüte Joshua hin: »Please, Sir...«

Das verlegene Lächeln im Bubengesicht wühlt ihn über alle Massen auf. «You're very kind, thank you», sagt er und nimmt sich ein Chips. Wie er die Augen wieder schliesst, sieht er gerade noch, dass der Junge seine Mutter anstrahlt, als ob er soeben einen ersten Preis gewonnen hätte. Kauend horcht Joshua auf das Knistern in seiner Mundhöhle. *So ist es! Ein Zeichen der Mutter und der Junge bietet dir seine Tüte an. Wie das Mädchen im Hotelzimmer die andere Wundertüte...*

«Sir, please...», hört Joshua die Stimme des Jungen, der ihm erneut die Tüte hinhält.

*Wer, Joshua, gab dem Mädchen ein Zeichen?*

Joshua hebt abwehrend die Hand, bedankt sich und wird unwillkürlich dazu verleitet, dem Jungen übers Haar zu streicheln. Kaum geschehen, befällt ihn Befangenheit. Übers müde Gesicht der Frau flackert ein Lächeln, der Junge starrt verlegen in den Comic. Die Waggons rütteln, da der Zug im Schritttempo über Gleisstränge fährt, die ihre Trasse kreuzen.

«Fährt Ihr in die Ferien?», fragt Joshua, und weiss sogleich, dass die Frage unsinnig ist.

»Nein, Sir, für länger. Vielleicht für immer.« Und fügt nach einem abwägenden Blick auf seine Mutter hinzu: »Weil wir nämlich total kein Geld mehr hab'n, darum müssen wir dort wohn'n, nicht wahr, Mum.«

Die Frau legt ihm besänftigend die Hand aufs Knie: »Es wird dir bestimmt gefallen, Cyber«, und zu Joshua gewendet: «Wir fahren zu meiner Schwester nach Vincennes, im Périgord. Sie führt dort ein maison d'hôte.«

»Cyber ist gar nicht mein richt'ger Name, Sir. Eigentlich heisse ich Cyril, aber alle sagen Cyber. Sie können mich auch Cyber nennen.«

»Wenn ich jetzt schon deinen Namen weiss, Cyber – also ich heisse Joshua.«

«Total alter Name, aber total chic, Sir. Fahr'n Sie auch über'n Kanal? Ich kann nämlich rein gar kein Französisch, Sir, könn'n Sie Französisch?»

»Cyber...«, mahnt die Mutter.

»Ja, wahrscheinlich«, murmelt Joshua.

»Cyber, bitte!« Die Frau flüstert ihm ins Ohr. Der Junge blickt wieder auf seinen Comic. Der Zug hat wieder Geschwindigkeit gewonnen und die metallenen Taktschläge sind zurück. *Cy-ber Cy-ber-Cy-ber-Cy-ber* schlagen sie. Joshua verspürt Schwindel; immer rascher, wie von einer Wurfmaschine ausgespuckt, prallem zweisilbige Wörter auf ihn: *Cy-ber Cy-ber Tü-te Tü-te Wun-der Wun-der Schü-sse Schü-sse Fur-ley Furley Va-ter Va-ter...* Immer strikter hämmern die Laute. Wie lange er sich in diesem *Wir-bel Wir-bel* verliert – er wüsste es nicht. Da schreckt ihn die Stimme des Jungen auf. Der Sitzplatz der Mutter ist leer, offensichtlich hat er ihr Weggehen verpasst.

»Mögen Sie Zeichnungen, Sir?«

Der Junge, einen Block auf den Knien, ist am Zeichnen. Aber wie Joshua aufs Blatt schaut, deckt er sein Bild hastig ab.

»Es ist noch nicht fertig. Aber ich zeichne immer. Die Stifte sind ganz neu. Hat mir Mum am Bahnhof gekauft, eigentlich haben wir total kein Geld mehr. Hat mir mein Vater beigebracht, das Zeichnen.«

»Ist er Maler?«, fragt Joshua, *Ma-ler-Ma-ler-Ma-ler...*, »verdammt!«, entfährt es Joshua, *ver-dammt ver-dammt...*

»Sir? Ach nein, mein Vater ist weggegangen.«

Meiner auch, Cyber. *Ist-weg Ist-weg Ist-weg... Jetzt muss ich mich zusammenreißen. Sofort!*, denkt Joshua und sagt:

»Tut mir Leid, Cyber, das wegen deinem Vater. Das ist sehr traurig.«

«Ja», sagt Cyber. Und zieht scheu seine Hand von der Zeichnung.

Ein rotes Raumschiff, aus dem ein behelmt Gesicht lacht, kreuzt in kühnem Manöver einen ebenso roten Kinderdrachen, der an langer Leine geführt weit oben am Himmel schwebt. Die Leine stürzt hinunter bis in die Bildecke, wo sie in den übergrossen Händen eines zwergenhaften Wesens endet. Cybers Mutter kehrt an ihrem Platz zurück.

«Der Astronaut da, hoffentlich rammt er den Drachen nicht«, sagt Joshua.

«Ach wo, Sir, das bin doch ich.»

«Ich hoffe, er belästigt Sie nicht», mischt sich die Mutter ein. Bevor Joshua antworten kann, setzt Cyber hinzu:

«Hat mir mein Vater auch beigebracht, das Drach'nfliegen. Bis ganz hoch in' Himmel.»

»Sein Vater ist nicht mehr mit uns«, murmelt die Frau.

»Ich weiss, Cyber hat es mir erzählt«, gibt Joshua zurück.

«Ach Cyber...«. Der verlegene Seufzer der Frau.

»Es gefällt mir sehr, dein Bild. Auch dass der Astronaut so fröhlich ist, dem macht das Fliegen sicher Spass«, sagt Joshua.

Cyber starrt auf seine Zeichnung. Sein angespanntes Gesicht verrät, dass er einem sperrigen Gedanken folgt. Wie er zögernd ansetzt – »Sir, möchten Sie auch so'n Bild, ich...auf der Fähre...« – , übertönt ihn die Stimme im Lautsprecher, der die Ankunft in Dover ankündigt.

»Du hast ja noch nicht mal die Schuhe an«, tönt die Mutter.

Die eine Hand umklammert die Reling, die andere die Jackenschösse, an denen der Wind reisst. Das Meer ist grau. Joshuas Blick, hinüber nach Frankreich, stösst in die grauen Wolken, die sich überm Horizont ballen. Schwer vorstellbar, dass sich je wieder ein Sonnenstrahl in diese graue Welt vorwagen wird. Das Deck ist menschenleer. Die letzten Möwen haben abgedreht. Nur das motorene Vibrieren unter seinen Sohlen deutet an, dass irgendwo eine Zivilisation überlebt hat...

Noch im Gewühl der Bahnhofshalle hatte Cyber mit Zurufen den Kontakt zu ihm aufrechterhalten. Im Lärm und Gedränge band ihn die Kinderstimme wie eine Rettungsleine an den auf- und abtauchenden Jungen. *Rette ich ihn oder rettet er mich?*, hatte sich Joshua gefragt.

Im Wirrwarr des Hafens verlor er die beiden aus den Augen. Oder hatte er sich bewusst von ihnen abgesetzt? Jedenfalls drängte er sich instinktiv an den Rand der schiebenden Menge, kaum dass er ein paar Gestalten erblickt hatte, die er der Dealerszene zurechnete. Vielleicht ergab sich eine Möglichkeit! Wie einem plötzlichen Magnetfeld ausgesetzt, beschleunigte sich sein Pulsschlag. Aber wenn nun von irgendwo zwei Kinderaugen auf ihn gerichtet wären? Sofort hatte sich Joshua mit verhangenem Blick wieder der Masse beigegeben. Er hatte ja auch kein Bargeld...

Vor sich die Wasserwüste, unter sich den eigenmächtigen Schiffsrumpf, der sich einer bloss zu vermutenden Küste entgenschiebt. Selbst wenn es diese Küste gäbe – warum sollte er dort anlanden?

Wo doch kein Strand der Erde ihm festen Grund unter die Füße zu geben vermag. *Kein Ufer rettet mich – doch immerhin trägt mich das Wasser!* Scharf entfaltet der Gedanke seine Ironie, und wird eruptiv zu absurder Komik. Aus Joshua quillt ein unbändiges Lachen – ein loderndes Gelächter ist es, das ihn schüttelt, Kaskaden aus Ha-ha-ha-ha-ha, Ho-ho-ho-ho-ho, in den Wind geschleudert, der ihm die Jacke aufreisst und sie knattern lässt. Schreiend sprüht er das Gelächter übers Meer. Eine Möwe – also haben doch noch nicht alle beigedreht – schreit grell zurück. Und wie der Ausbruch verebben will, katapultiert ihn die Vorstellung, wie er in grossen Sätzen übers Meer hetzt, aber im Ufersand sofort versinkt, zurück ins Gelächter.

»Unglaublich, unglaublich!«, schreit er. Sein Blick fasst die ausgebreitete Weite, als gelte es, Menschenmasse einer riesigen Halle zu vereinnahmen.

«Der bin ich, der übers Wasser geht!«, schreit es aus ihm. »Alle Kraft ist bei mir, das Feuer Euch zu verbrennen, die Pest Euch zu zerfressen. Vorbei die Zeit der Heuchler und Untätigen.« Machtvoll und herrisch ist seine Stimme, vom brüllenden Gelächter gehärtet. »Ich bin zurück auf Eurer Erde. Und sie ist wüst und grau! So habt Ihr die Gnade verhöhnt! Warum seid Ihr falsch, warum böse und dumm? Was habt Ihr uns zugemutet, und was mutet Ihr mir zu? Warum muss ich wiederkehren? Warum mich opfern? Warum ich? Warum soll ich an eurer statt untergehen?«

Schrei um Schrei wird seine Stimme leiser und verblasst zum Flüstern. Jaulend laut nur noch der Wind. Cyber, der plötzlich neben ihm steht, muss den Schluss mitgehört haben, denn er sagt entsetzt:

»Aber das Schiff ist stark, ganz aus Eis‘n, Sir!«

Joshua kann ihn nur anstarren, so beschämt ist er ob des Trostes, den Cyber ihm spenden will.

»Man kann schon fast das Land seh‘n«, ruft Cyber eifrig und weist zum Horizont. »Warten Sie hier? Ich komm‘ gleich zurück, das Bild für Sie...« Und verschwunden ist er, verschluckt vom grauen Dunst. Joshua hört eine Türe zuschlagen.

Da ist sie wieder: Die Erinnerung an die brennende Nadel, aus der süßes Wispern in seinen Körper strömte, und des Mädchens weisse Brüste. Wie schmeichelnd sie seinen Arm zurechtgebettet, wie zärtlich ihre Hand die Spritze gekostet hatte; schau doch, welche Köstlichkeit wir hier haben, verhiessen ihre Gesten. Sie hatte sich neben ihn gelegt, den Kopf an seiner nackten Brust, und ihr Haar hatte sich kitzelnd unter seinem Kinn gekringelt. *Lass‘ dich gehen, lass alles los, du musst gar nichts, du musst gar nichts sein.*

Wie er Cyber auftauchen sieht, scheucht er seine Erinnerung weg. Dieser bleiche anhängliche Bub – tatsächlich! Er hat ein Blatt in Händen. Jetzt rennt er – und stolpert. Mit ein paar Schritten ist Joshua bei ihm. Ein scharfer Falz teilt Cybers Zeichnung.

»Ihr Bild, Sir, verd‘mmt, es ist kaputt.«

»Hast du was abgekriegt? Zeig‘ mal... eine Schürfung...« Joshua kniet neben ihm.

«Das ist nichts, aber ihr Bild, Sir! Wollen sie es trotzdem hab‘n?«

Die Falz auf dem Blatt zerschneidet die lang gestreckte Leine, die aus den Händen eines Mannes mit auffälliger Mütze nach oben läuft, hin zu einem schwebenden hybriden Ding, halb Flugsaurier, halb Raumfähre.

»Nein, kaputt ist die nicht«, besänftigt Joshua, »du hast ja ein fliegendes Wunderding gemalt, Cyber. Was ist das nun, ein Drache oder ein Raumschiff? Und das ist wohl der Pilot?«

Cyber guckt überrascht – wie kann man so schwer von Begriff sein kann: »Das da oben sind Sie«, tippt er auf den Piloten, »und hier bin ich und halte das Seil. Doch kein Drache, Sir, das ist ein Raumgleit‘r, wie in Star Wars.«

»Da kann ich ja gar nicht wegfliegen, wenn du mich angebunden hast.«

Cyber lacht verlegen: »Vielleicht ist Ihnen mal schlecht. Dann kann ich Sie einfach runterzieh‘n, Sie brauch‘n überhaupt keine Angst zu haben.«

Joshua steht auf und zieht den Jungen mit.

»Ich behalte sie gerne, deine Zeichnung. Danke! Schön, dass ich dich getroffen habe, Cyber. Und die Leine kappe ich besser nicht, wenn das so ist.«

«Kommen Sie mit rein, Sir?«, und übers geschürfte Knie reibend: »Tut überhaupt nicht weh. Ich geh mal rein.«

»Ich bleib‘ noch ein bisschen hier, ich habe ja jetzt dein Bild«, sagt Joshua. Er sieht das Winken, mit dem Cyber hinter den eisernen Pfeilern verschwindet.

In der Menge, die sich vor der Passkontrolle staut, beschliesst Joshua, gleich danach einen Geldautomaten zu suchen.

»Monsieur«, sagt der Beamte, dem er seinen Pass hingeschoben hatte, «warten Sie einen bitte einen Augenblick.»

Mit Joshuas Pass verschwindet er durch die Tür in der Rückwand der Kabine. *Ohne Pass. Niemand mehr, keine Identität, im Niemandsland zwischen zwei Welten...* Da stehen sie neben ihm, zwei Uniformierte der Sécurité National:

«Venez avec nous, Monsieur«, sagt der eine, und der andere:

»Ne faites pas de cinéma, c'est dans votre intérêt«, und dirigiert Joshua am Arm fassend zur Tür, deren Schild Unbefugten den Zutritt verbietet. Beim Hineingehen vermeint Joshua hinten in der Reihe der Wartenden Cyber zu erblicken.

Sie weisen ihm einen Stuhl am metallenen Schreibtisch zu. Der eine verbleibt in seinem Rücken, der andere setzt sich ihm gegenüber ans Pult und wirft den Pass neben den Computer.

«Voilà!«, sagt er.

»Voilà«, entfährt es Joshua und erntet einen zurechtsweisenden Blick des Polizisten. Von hinten legt sich sogleich eine Hand auf seine Schulter, bereit, ihn auf die Sitzfläche zu drücken.

«Voi!-la!«, wiederholt sein Gegenüber, beide Silben als Warnung betont. Wie Joshua stumm bleibt, bleckt der Beamte grinsend die Zähne und wendet sich dem Bildschirm zu, der Joshuas Blick entzogen ist. Er schliesst die Augen. Das Stupsen der Finger auf der Tastatur. Und unter Joshuas Lidern rollen plötzlich Textfelder über eine leuchtende Fläche, als würden sie auf seine Netzhaut projiziert. Abschnitt um Abschnitt quillt aus der unteren Umrandung des Monitors, ruckt über die Leuchtfäche aufwärts und verschwindet oben.

Und Joshua liest mit. Sein Name taucht wie Sprengel überall auf. «Voilà!, hört er den Beamten schnauben, und synchron dazu bleiben die Zeilen hängen. Und Joshua liest, liest über einen Joshua Amiesch, über eine Tasche, Heroin, 150 Gramm, über eine Mrs. Maria Mlinaric und deren Zeugenaussage... Dass der Haftbefehl auf Mr. Joshua Amiesch, No 34-5666/SY... , ausgestellt am...

Joshua öffnet die Augen. Das Leuchtfeld ist weg.

»Monsieur«, sagt der Mann der Sécurité, «gemäss vorliegendem Haftbefehl von Scotland Yard sind wir verpflichtet, Sie festzunehmen. Laut Paragraph... Sie werden dem *juge d'instructions...*»

Joshua hört nicht hin. Er schaut an sich herab. In seinem Schoss liegt zusammengerollt Cybers Zeichnung. *Und ich hatte mich doch bereits entschieden, einen Geldautomaten zu suchen, kommt ihm in den Sinn.*

Die Arrestzelle ist klein. Linkerhand eine Pritsche, rechts ein Tisch mit Stuhl. Er versucht, ruhig zu atmen. Sie hatten ihn einer Leibesvisitation unterzogen, befahlen ihm, bis auf die Unterhose alle Kleider abzulegen, griffen sie ab und schüttelten sie. Sie hatten ihm befohlen, den Mund aufzusperren, um ihm mit einer Taschenlampe die Mundhöhle auszuleuchten. Dann nötigten sie ihn zur Beuge über eine Stuhllehne. Jemand hatte seine Unterhose hinuntergerissen und einen Finger in seinen Anus gestossen.

Er geht auf und ab. Vermutlich war es draussen schon dunkel. Uhr trägt er keine mehr. Hin und her. Auf der Pritsche liegen gefaltet zwei Decken. Er legt sich hin, dann treibt es ihn wieder durch die Zelle. Zu sagen, er wisse nicht, was er jetzt tun soll, wäre untertrieben. Er hat kein Bewusstsein mehr. Erinnerungen sind fahrlässig ungenau. Die Brotscheibe, den Apfel und das Yoghurt, das ihm hineingereicht wird, studiert er wie Erscheinungen. Erst später isst er andächtig.

Er schläft ein und träumt von Cyber, der rennt, als sei der Leibhaftige hinter ihm, so flitzen seine Beinchen, aber kichert, denn es ist nur ein Spass, den er gegen seine Mutter spielt, die ihn mit einer riesigen Tasche einzufangen versucht. Joshua wacht auf. Er fühlt sich durchfroren. Faltet die Decken auseinander und wickelt sich ein. In der Zelle nebenan lässt jemand plätschernd sein Wasser ab. Die Decken stinken. Schläft wieder ein. *Dieser Plan hier ist für Sie*, sagt Doktor Furley und entrollt eine Pergamentrolle vor seinem Gesicht. Es ist Cybers Zeichnung. Aber das gemalte Raumschiff bewegt sich. Vibriert, stösst schwarze Wolken aus den Düsen. Die Leine spannt sich und wird zunehmend dünner, als sei sie aus Kaugummi. Er selbst ist es, der unten gegenhält. Da eilt ihm vom Blattrand her ein Strichmännchen zu Hilfe. *Halt durch, ich komme*. Das ist doch Rémys Stimme! Der Bauch des Raumschiffs klappt auf. Rostiges Eingeweide quillt heraus. Es ist aber eine Kette, die niederrasselt, voran ein Anker, der dumpf aufschlägt.

»Sie haben Besuch«. Ein Uniformierter steht vor ihm und knetet den Schlüsselbund, dass die Schlüssel klirren. Die Tür steht offen.

»Monsieur ist freundlicherweise erwacht«, schreit er zur Tür. Joshua vernimmt Schritte – eine Gestalt, ein Mann, natürlich erkennt er ihn: Rémy. Die Tür schlägt zu, wie ihn innig Rémy umarmt.

»Ich darf dir nichts geben. Musste ich den Vertretern der *Grande nation* versprechen. Aber greif dir die Schokolade in meiner Jackentasche«, raunt Rémy. Joshua tut es.

»Da!« sagt Joshua und reicht ihm ein Stück.

»Danke«, sagt Rémy.

Sie sitzen nebeneinander auf der Pritsche, essen Schokolade.

»Gut«, sagt Rémy.

»Köstlich«, sagt Joshua.

»Ziemlich karg hier.«

«Sehr karg.«

»Gruss von Furley!«

»Wieso?«

»Er ist draussen im Wagen. Er beschaffte von Scotland Yard die Information, dass du hier arretiert bist.«

»Wie ist das möglich?«

»Weil er eine Dampfwalze ist«, grinst Rémy.

»Aha, alles klar. Danke, Freund.« Joshua legt den Arm um ihn.

Rémy hatte einen Furley erlebt, der zwei Stunden lang sämtliche Behörden der Südküste mit Telefonaten auf Trab brachte. Es gehe um Leben oder Tod, hatte er in die Muschel geschrien und auch noch einen einflussreichen Kollegen im britischen Kriegsministerium zugezogen. Der entflohenen Klient sei hochgradig wichtig und gefährdet und müsse unbedingt angehalten werden. So erfuhr er, dass Joshua zur Verhaftung ausgeschrieben, und kurz danach auch, dass er gefasst worden war.

»Hätte gerne behauptet, meine Intuition hätte mich dich finden lassen«, sagt Rémy.

»Warum Furley? Warum setzte er alle Hebel in Bewegung? Was hast du ihm erzählt?«

»Was ich weiss!«

»Das genügte?«

»Ja!«

Es war aber so gewesen, dass Furley und Rémy konsterniert im verlassenen Krankenzimmer gestanden, sich schliesslich nebeneinander aufs Bett gesetzt und zu reden begonnen hatten. Furley rapportierte die letzten Tage, Rémy zehn Jahre; Furley verscheuchte die Pflegerinnen, die ab und zu auftauchten. Sonst hörte er einfach zu. Bekam zu hören, was Rémy in lang zurückliegenden Nächten erlebt hatte. Etwas ganz und gar Unfassbares und Unheimliches sei um Joshua. Er, Rémy, wage nicht einmal zu ahnen, welche Bedeutung es habe. Furley mass ihn mit ironischen Blicken. Rémy liess sich nicht verunsichern. Etwas trieb ihn, gerade diesen Fremden ins Vertrauen zu ziehen. Und so war er sich plötzlich auch sicher gewesen, dass er diesem Doktor sogar das Geheimste offen legen müsse. Also erzählte er von jenem Morgen an der Cêze – »Joshua wusste nicht, dass ich ihm zusah...« schloss er.

Furley hatte lange geschwiegen. Über alle Massen verloren hatte er plötzlich gewirkt. Hatte mühsam um Worte gerungen, um schliesslich nur zu keuchen: «God damned. Meine absurde, lächerliche Vision letzte Nacht!« Und in einem eindunkelnden Zimmer, auf der Bettkante sitzend, hatte Rémy erfahren, was es damit auf sich hatte.

Jetzt, zwölf Stunden danach, sitzt er hier auf der Kante einer Pritsche. Ob er jetzt auch Joshua offenlegen soll, dass... ? Er hört, wie sich Joshua räuspert. Stille. Warten. Da sagt Joshua:

»Damals, am Fluss...«

»Was ist damit?«

»Du standest hinter den Büschen?«

»Ich?«

»Und hast mir zugesehen?«

»Ich war weit weg...«

»Wir haben nie davon geredet.«

»Ich konnte es nicht«, murmelt Rémy.

»Verstehe. Und ich war dir dankbar.«

»Auch vom andern nicht. Konnte nicht, wollte nicht...«

Joshua schaut ihn eindringlich an: »Von den Nächten?«

»Einige Male habe ich neben dir wach gelegen...«

Rémy stockt. Hier also soll es sein. In dieser Zelle in Calais, neben Joshua auf der Pritsche. Vor diesem Moment hatte er sich immer gefürchtet. Es würde der Wendepunkt sein. Es würde sie trennen. Noch waren sie ebenbürtig. Freude, wie andere auch. Er hatte Furley auch von diesen Nächten erzählt. Dass er wach neben dem schlafenden Joshua dessen Traumwelt miterlebt hatte, weil die Stimmen, die zu Joshua sprachen, überall im Raum waren. Und er hatte mitgehört, wie der entrückte, träumende Joshua sich wehrte und widersprach, hatte Joshuas Stimme vernommen, ohne dass sich dessen Mund bewegt hatte. Was hatte er, Rémy, auf diese reglosen Lippen gestarrt, gestarrt! Das hatte er Furley anvertraut, und dieser hatte ihm geglaubt, einfach geglaubt, unfassbar!

Was jetzt? Nichts als Joshuas Kniescheiben im Blick, die ovale Konturen in den Stoff drücken und sein Gedanke, wie adrett und gefasst die Gelenke nebeneinander stünden. Auch spürt er die Härte der Pritsche an seinem Hintern! Lachhaft, wie banal sich der grosse Augenblick seiner Offenbarung gibt! *Banal, aber deswegen nicht einfacher. Ich habe Angst, dass es ein Abschied ist. Ich weiss nicht, wie beginnen. Hilf mir, Joshua!*

Joshua schiebt zögerlich seine Hände über die Knie. Dann dreht er ebenso langsam die Handflächen nach oben. Rémy nimmt es als Zeichen, dass er schweigen darf.

»Auch mir war unsere Freundschaft viel wert«, sagt Joshua. »Ich danke dir, Rémy, dass du geschwiegen hast. Geisterhaft waren jene Nächte.«

»Du hast dich gewehrt. Ich höre noch, wie du geschrien und dich aufgelehnt hast!«

»Jetzt ist es nicht besser. Ich habe Angst. Ich will nicht! Ich will sein wie du. Leben wie alle Menschen. Lieben! Die Last ist mir zu gross. Sie würde mich erdrücken!«

»Wie du draussen auf dem Fluss standest, habe ich dich beneidet«, murmelt Rémy.

»Und ich verfluchte den Tag und den Fluss!« sagt Joshua.

»Ich habe gehofft, du würdest mich darauf ansprechen. Aus deinen Träumen deine Bestimmung zu erfahren, war unheimlich genug! Mit der Zeit redete ich mir ein, dass es doch nur Halluzinationen seien. Ganz bestimmt sei es das! Aber an der Cêze wurde mir klar, dass du es wirklich bist. Wie gern hätte ich darüber gesprochen.«

»Ich bin dankbar, dass du es unterlassen hast.«

«Nicht ganz. Einmal habe ich jemandem davon erzählt.«

Joshua blickt ihn entsetzt an: »Du? Wem?«

»Deinem Vater. David habe ich es erzählt.«

Joshua ist aufgesprungen. Mit einem Tritt wuchtet er den Stuhl an die Wand und schreit: »David wusste davon? David!«

Eine Faust hämmert an die Tür: »Noch zehn Minuten. Und Ruhe!«

»Was sagte David zu dir? Sag es mir!«, schreit Joshua.

»Ich sage es dir ja!«, schreit Rémy und springt ebenfalls auf, «dein Vater sagte nur, ich solle nicht darüber sprechen.«

Joshua an der Wand keucht:

»Nur das?«

»Nur das.«

»Glaubte er dir?«

»Ja, das tat er.«

»Und sagte nicht mehr...?«

Rémy blickt betreten auf den Boden, weil sich ihm die Erinnerung auf einmal klarer enthüllt: *Es wird schwer sein für Joshua. Aber er kann wählen.* Das waren Davids Worte gewesen.

»Doch...«

»Was, Rémy, was?«

»Dass du wählen kannst. Und dass es für dich schwer sein wird.«

»Dass ich wählen kann?«

»Ja.«

»David, David«, flüstert Joshua. Und nach einer Weile: »Tot ist er. Warum ist er tot? Warum hat er mich so früh verlassen?«

»Er hat dich...«, setzt Rémy an und verstummt. Joshua an der Wand hat die Augen geschlossen, atmet schwer, fahl und erschöpft sieht er aus. »Noch eine Minute!« brüllt es im Korridor draussen.

»Nada!«, flüstert Joshua, »verlassen...« Er löst sich von der Wand, tritt nah an Rémy und umschlingt ihn mit festen Armen. «Er wusste es also – David, David! Das Grab, das Haus, wie lange ich nicht mehr dort war. Höre, Rémy, diese Frau, Nada heisst sie... du erreichst sie bei... – «. Eindringlich wis-

pert Joshua in Rémys Ohr, während sich draussen die Schritte nähern, löst sich von ihm, umarmt ihn nochmals aufgewühlt und entschlossen, flüstert ihm etwas Letztes zu, die Schritte sind vor der Zellentür, der Schlüsselbund klirrt, und Joshua ist verschwunden.

Der französische Staat, vertreten durch Claude Longchamps, *Lieutenant der Sécurité nationale*, zeigt eine gewisse Mühe, zu verstehen, warum Rémy allein in der Zelle ist. Die penible Leibesvisitation ist trotzdem unangebracht, weil die Zellentür von innen sowieso nicht zu öffnen gewesen wäre. Dazu steckte der Riegel im Korridor zu solide in der Verankerung.

## (Vier Kapitel weiter)

### Maras Berichte

»Sehr böse, theologisch deftig, aber auch ulkig«, war Anatols Kommentar zu einem Theaterstück mit dem Titel *Ultimatum*, das er in London gesehen hatte. Es war der Tag, an dem Nada zum zweiten Mal in meiner Praxis erscheinen sollte. Mein Mann, am Vorabend aus England zurückgekehrt, löffelte am Frühstückstisch sein weiches Ei und erzählte mir dabei lachend einzelne Szenen. Ich hatte des Skandals wegen, den das Stück anderswo verursacht hatte, einiges gelesen. Moslemische und katholische Kreise hatten empört reagiert. Einem französischen Theater war gar ein Attentat angedroht worden.

Worum es denn gehe? erkundigte ich mich.

»Um eine total skurrile Konstruktion, wie sie nur einem verrückten Stückeschreiber einfallen kann! Da fassen Gott und Allah und Buddha und andere Mitglieder der himmlischen Heerscharen den zornigen Beschluss, der böswilligen Menschheit nochmals einen der ihren zu schicken, damit in unserem irdischen Jammertal endlich Gerechtigkeit einkehre. Darum geht es!«

»Und sie schicken wirklich jemanden?«

»Also, eigentlich will keiner so recht. Der schliesslich den Auftrag fasst, ist der bekannte Herr Jesus, Christus der Zweite sozusagen. Ein veritables Comeback.« (Anatols Stimme troff vor Sarkasmus.)

»Und bringt es was?«

»Und ob! Im Stück funktioniert es fabelhaft: der Kerl kommt als rächender Gott, der wirklich aufräumt.« Anatol schleckte den Löffel sauber und fügte an: »Schweizer Eier sind mir doch lieber.«

»Und was ist daran ulkig?«

»Ulzig? Sagte ich ulzig? Doch ja, ein schräger Film, den sie im zweiten Akt zeigen. Einen Slapstick. Wohl als bitterböse Parodie auf den Welthandel. Da hauen weisse Businessmänner mit flatternden Krawatten halbnackte Schwarze übers Ohr, das einem graust.«

Anatol schilderte mir den Film lachend. Hier die Weissen mit einer überdimensionierten Tiefkühltruhe, dort die Schwarzen mit einem Marktstand voller Früchte und Teppiche. Als ob es eine Wundertüte wäre, hätten die Weissen aus der Truhe ein groteskes Sammelsurium gezaubert: vom fluoreszierenden Massagestab bis zur blitzenden Königskrone (was tiefenpsychologisch wohl das Gleiche sei, spottete Anatol). Am Schluss des Films wäre der schwarze Marktstand leergeräumt gewesen, obwohl die Weissen ihre blendenden Waren allesamt wieder in ihrer Truhe verstaut hätten. »Und einen Staubsauger hatte es, der mit einem riesigen Neon-Saugrohr alles auffrass, was ihm am Stand der Schwarzen vors Loch kam, echt ulkig.«

Was Anatol mir beschrieb, hatte ich längst live vorgespielt bekommen: von Joshua, als er mir eine Szene aus seiner Vaters Theaterstück nachgestellt hatte. Ich war perplex. Ich war schockiert. Es gab keinen Zweifel. Anatols Theaterstück war Davids Theaterstück. Ich sagte nichts. Wollte zunächst mal in die Praxis. Dort kam ich bedrückt an. Plötzlich schienen sich mir Zusammenhänge wie Abgründe aufzutun. Jonas! Joshuas Begegnung mit Jonas. Dessen Fragen nach Joshuas Wissen um Davids Stück. Dessen Neugier über Spuren im stillgelegten Haus. Und so vorschnell meine Schlussfolgerung sein mochte: für mich war klar, dass dieser Jonas Davids Manuskript im Saint Anastasie entdeckt, entwendet und zur Veröffentlichung gebracht hatte. Was mich aufwühlte war weniger die Erkenntnis selbst als dass ich sie nicht einzuordnen vermochte. Was besagte das alles?

Meine Klientel heute war anstrengend, Zeit für weitere Reflexion war wenig. Dann kam Nada. Ihr Haar hatte sie zurückgesteckt und zeigte ein schönes aber angespanntes Gesicht, dem ich zuerst Kälte



zuschrieb. Sie war aber traurig. Joshua, der vor drei Wochen zur Tournee durch Südengland aufgebrochen war, hatte sich nie gemeldet! Sie kannte die Etappen. Zweimal hatte sie an einer Hotelrezeption eine Nachricht hinterlegt, aber Joshua hatte nicht zurückgerufen. Mir stand wieder das Bild vor Augen, das mir die beiden in meiner Praxis geboten hatten. Ich zweifelte nicht daran, dass sie einander in den Tagen vorm Abschied ihre Liebe gestanden hatten. Nadas Schmerz und Verunsicherung mussten also gross sein. Mir, der ich Joshua zu kennen glaubte, machte sein Schweigen Angst. Er war nicht der Mann, der mit Gefühlen spielte, also musste es zwingende Gründe dafür geben. Das sagte ich ihr. Welche zwingenden Gründe ich mir denn vorstellen könne? Sie selbst suche und forsche und zweifle ob ihrer Spekulationen... Besänftigend sagte ich:

»Jedenfalls bin ich mir sicher, dass es nichts mit Ihnen zu tun hat. Joshua ist kein oberflächlicher Mensch.«

Sofort kamen ihr Tränen. Sie murmelte nur: »Ich weiss.«

Ich nehme nicht an, dass sie meine Angst spüren konnte, als ich ermutigend nachschob: »Ist sicher chaotisch, so eine Tournee, und vielleicht ist er gesundheitlich nicht ganz auf dem Damm« – bei mir aber dachte ich, Joshua müsse in einer existentiellen Krise stecken.

Schliesslich gelang uns ein passabler Übergang zu einer normalen Sitzung, formal zumindest, denn natürlich sprengen Nadas traumatischen Erinnerungen jegliche Normalität.

Sie verabschiedete sich. In vierzehn Tagen würden wir uns wieder treffen. Vor mir lag eine Stunde Auszeit. Die wollte ich nutzen, um meine Notizen zu jener Sitzung mit Joshua durchzusehen, die jenen aushorchenden Besuch von Jonas zum Thema gehabt hatte. Ich las. Zeile um Zeile verstand ich, ohne es begründen zu können, die Gestalt dieses Mannes immer deutlicher als Antipode zu Joshua. Und jäh fühlte ich mich in dieser noch nebulösen Inszenierung, zu der mittlerweile auch Nada gehörte, in den Mittelpunkt gerückt. Mir kam vor, als ob sich alle Verknüpfungen bei mir kreuzten. Das war zu absurd! Und doch meinte ich zu spüren, dass alle Figuren, die mir namentlich bekannt waren – David und Sophia, Joshua und Jonas, Nada und sogar jener Rémy, jener Hubert – sich mir zugewendet hätten, als erwarteten sie etwas von mir. Fehlte gerade noch, dass sie mit den Fingern auf mich zeigten. Und als ob es meiner Vorahnung nicht genügte, mich zu ängstigen, offenbarte sie sogleich einen dingfesten Beweis: Anatol rief mich auf der privaten Leitung an und meldete mir, dass er soeben von einem gewissen Rémy Couhault einen Anruf erhalten habe, der mich dringend, äusserst dringend, zu kontaktieren wünsche. Er gab mir eine Rückrufnummer. Ich war ebenso aufgeschreckt wie ungeschlüssig. Natürlich würde es um Joshua gehen. Alles begann sich um Joshua zu drehen – was war los?

Ich erreichte diesen Rémy nicht, meine Unruhe nahm zu. Dann kamen weitere Patienten. Nichts war fasslich genug, meinen Gedanken Halt zu geben. Aber die Ahnung, dass etwas in Gange gekommen sei, verliess mich auch den Abend über nicht mehr – deswegen wohl versuchte ich noch viele Male, diesen Rémy zu erreichen.

Die kommenden Tage brachten keine besonderen Vorkommnisse. Zwar war ich der Überzeugung, dass es solche gäbe und dass sie auch mich betreffen – aber dieser Ansicht war der Weltenlauf nicht. Ich war draussen. Eine weitere Woche zog dahin.

Nadas dritter Besuch. Und wieder zeigte sie eine Variante ihrer Physionomie: strahlend kam sie auf mich zu, mich zu umarmen und sogleich ihre Neuigkeiten loszuwerden: Sie hatte eine Nachricht von Joshua erhalten. Sein Freund Rémy habe ihn in Calais getroffen, wie und warum, wisse sie zwar nicht, das habe Rémy am Telefon nicht erwähnt. Joshua habe ausrichten lassen, es gehe ihm gut, er liebe sie über alles, doch es sei wichtig, dass er sich für einige Zeit zurückziehen könne, er werde ihr alles erklären! Es schien ihr eine begeisternde Mitteilung, die sie mir überreichte: »Er hat die Band verlassen, einfach so! Und Rémy passt auf ihn auf, jedenfalls glaube ich das ganz fest.«

Ich war wie vor den Kopf gestossen: also doch! Etwas war im Gange. Hier an meinen braven Ufern plätscherten die Wellen, aber dort draussen war Sturm, das spürte ich einfach. Nada hatte sich bereits hingelegt und erwartete den Gesprächsanfang. Ich gab mir alle Mühe, konzentriert einzusteigen. Da sagte Nada abrupt: »Ich habe ihm übrigens ihre Notfallnummer gegeben. Entschuldigen Sie. Er müsse unbedingt etwas wissen, sagte er.«

»Wem?«

»Joshuas Freund. Diesem Rémy.«

«Und wann war das?«

»Gestern Abend. Hat er bereits...?«

»Nein, hat er nicht.«

»Sind Sie mir böse?« Sie fragte es mit einer Treuherzigkeit, die mich aus meiner düsteren Stimmung riss. Lachend beruhigte ich sie. Und dann, ich lachte noch, spielte der Zufall verrückt. Auf meinem Pult blinkte die Anzeige dieser Notlinie auf, begleitet von einem Summen. Eine Männerstimme, »Couhault, Rémy Couhault«, stellte er sich vor. Er sei froh, mich zu erreichen, ob er mit mir offen sprechen könne? Das sagte er in gebrochenem Deutsch. Überrumpelt gab ich zurück, natürlich könne er das, ich allerdings weniger, ich sei ja, wie er sich vorstellen könne, als Joshuas Therapeutin gebunden.

Das sei ihm klar – jetzt sprach er französisch – aber schliesslich müssten wir uns nicht darüber verständigen, wer Joshua sei, weil wir beide das wüssten. Deshalb könne ich auch ermessen, um wieviel es gehe, wenn er mir sage, Joshua sei in Not.

»In akuter Not?« Ich hörte mich in der Rolle der Notfallärztin.

Nada, die eifrig mitgehört und mich nicht aus den Augen gelassen hatte, fragte erregt, was los sei:

»Geht es um Joshua? Ist etwas passiert?«

Im Hörer sagte Rémy: »Mademoiselle Nada ist doch jetzt bei Ihnen, wie sie mir gesagt hat. Sie zum Beispiel könnte hinfahren. Ich bin mir fast sicher, Joshua ist auf dem Weg nach Saint Anastasie. Er braucht Menschen, die ihm beistehen. Eingeweihte Menschen. Oder wie wäre es, Sie würden fahren, Madame Mara?«

»Was ist mit Joshua?«, schrie Nada. Was Rémy mir daraufhin sagte, war auch eine Antwort auf diesen Schrei. Ich verstand nicht alles, auch des Französischen wegen nicht. Am Schluss reimte ich mir ungefähr das Folgende zusammen: Joshua war auf Pilgerschaft. Rémy hatte ihn gesucht und nach Tagen durch eine glückliche Wendung gefunden. Heimlich war er ihm gefolgt; zwischenzeitlich hatte er ihn aus den Augen verloren, später wieder entdeckt. Offensichtlich zog er gen Süden, mied Begegnungen, sprach mit kaum jemandem. *Comme l' élu dans le désert*, abgeschieden von allem, gehe er dahin, sagte Rémy wörtlich. Vorgestern war er ihm endgültig entschwunden. Rémy hatte bereits Hubert angerufen und ihn gebeten, das Haus in Saint Anastasie im Auge zu behalten und ihm Nachricht zu geben, falls Joshua eintreffe. Auch mit Sophia hatte er telefoniert. Die wiederum sei in grösster Anspannung, weil irgendetwas mit Sanja nicht stimme; eine Hausangestellte habe ihm gesagt, niemand wisse, wo Sanja sei. Ob ich mir vorstellen könne, schloss er abrupt, dass sich Joshua etwas antun könnte?

»Und was glauben Sie?«, gab ich im Reflex zurück, nur um das Bedrückende nicht an mich heranlassen zu müssen. Ich vernahm seine tiefen Atemzüge. Er schwieg. Nada beobachtete mich gebannt, ungeduldig darauf wartend, was ich ihr berichten würde. Da sagte Rémy:

»In all diesen Jahren habe ich nie daran gezweifelt, dass er die richtige Entscheidung treffen wird. Als Junge war ich nächstens Zeuge seiner Erscheinungen. Ich begriff sogar das Unfassbare, begriff, wer nächstens zu ihm sprach. Aber jetzt habe ich Furcht. (Auf Deutsch sagte er das Wort.) Er ist auch nur ein Mensch.«

»Was denn sonst!«, entfuhr mir in aggressivem Ton.

Er seufzte. Schwieg wieder. Fügte bei: »Ich rufe sie wieder an, wenn Sie gestatten. *Le ressuscité*, Madame, das auch!« Und hatte aufgehängt.

Die Vokabel war mir nicht geläufig. Ich würde sie nachschlagen. Noch während ich Nadas drängende Neugier befriedigte, stellte ich entsetzt fest, dass sich meine Vorahnung bewahrheitete: ich wurde tatsächlich in den Mittelpunkt des Geschehens geschoben. Die Entwicklungen begannen sich bei mir zu verknüpfen. Nun spannten sich schon die Schicksalsfäden jener verschollenen Sanja, jener angespannten Sophia, jenes Huberts auf Beobachtungsposten in mein Kabinett hinein. Fehlte nur, dass auch Jonas plötzlich leibhaftig auftauchte!

Was ich von Rémy erfahren hatte, war Nada berichtet. Aus ihrer Mimik sprach Verwirrung, aus ihrer Stimme dagegen Entschlossenheit:

»Das halte ich nicht aus. Ich tue, was Joshuas Freund sagt. Ich fahre hin. Zuerst zu Sophia, die bringt mich nach Saint Anastasie!«

Sie interpretierte meinen überraschten Blick wohl als Missbilligung, denn sie rief:

»Oder meinen Sie, ich begehe eine Dummheit?« Ich durchschaue, warum mich ihre Zögerlichkeit sofort in Rage brachte. Rage? Jähzorn loderte in mir auf, jagte mir die Hand in die Höhe und im Sturzflug knallend auf die Pultplatte, es schrie in mir und aus mir heraus: zum Kotzen fände ich dieses ganze Theater, das nämlich sei es, ein pseudodramatisches Affentheater, weder Reise- noch Fundbüro sei ich, es sei mir scheissegal, wer wo verschollen sei, meinetwegen könne man mich vor ein Standesgericht zerren oder auch gleich direkt in die Klapsmühle sperren. Wohl hatte ich bemerkt, dass mich meine Klientin mit zitternden Lippen anstarrte, Tränen in den aufgerissenen Augen, aber selbst ein

verängstigstes Kindergesichtchen hätte mich nicht bremsen können, entfremdet wie ich mir war: »Himmel-Arsch-und-Zwirn! Mein Job hört exakt dort an der Praxistür auf, Schluss-Amen-Ende!« Sekunden später war mir mein Ausbruch nur noch peinlich. Und ein ebenso grausiger wie schamvoller Schmerz durchschoss mich, der zwar langsam versickerte, doch flossen dafür Ängste nach. Nada stand unschlüssig vor dem Sofa. Es brauchte nicht ausgesprochen zu werden, dass unsere Sitzung nicht mehr weitergehen würde. Schweigend begleitete ich sie zum Ausgang. Erst beim Händedruck vermochte ich mich zu entschuldigen. Sie reagierte souverän, in dem sie sagte: »So möchte ich auch sein. Einfach mal alles Hinausschreien können.« Sie war schon auf der Treppe, als mir etwas einfiel. Sie solle Joshua von mir grüssen, rief ich ihr nach. Ich schloss hinter mir ab. Streifte durch Küche, Wartezimmer und Praxisraum. Konnte mich, obwohl ich mir einen Tee machen wollte, nicht dazu bringen, Wasser aufzusetzen. Schliesslich legte ich mich auf die Behandlungsliege, wobei ich sogleich feststellte, dass sie so bequem gar nicht war, wie ich immer angenommen hatte. Ich verfiel einem Brüten, das allmählich zu einem halblauten Selbstgespräch mutierte. Ich redete zu Mara Nejedly, als wäre sie meine Therapeutin: „Dass ich jetzt liege, Frau Mara, erstmals hier liege, was bedeutet das? Es bedeutet, dass ich nicht mehr weiss, wo ich stehe. Ha! Wie geistvoll! So geistvoll bin ich also. Mein wahnsinniger Klient pilgert durch Frankreich und die Sophias und Nadas, die Huberts und Rémys wollen ihn in Empfang nehmen. Was kümmert mich das? Wie kommt es, dass ich vorhin die Nerven verloren habe? Ich bin eine normale, seelisch stabile Frau mit einem guten Beruf. Den ich immer noch mag. Im Grunde geht es mir gut. Wenn nicht... Wenn nicht diese Angst wäre, gleich würde etwas geschehen. Aber was? Mara, sag' es mir!“

## (Drei Kapitel weiter)

### Kuss

»Monsieur? Ich befürchte, ich muss Ihnen den Zutritt verbieten. Sie sind ja wohl kein Verwandter!« Die Schwingtür zur Intensivstation wie gebannt im Blick, windet der Arzt seine geballte Hand unablässig in der Kuhle der anderen. Im spärlichen Licht kann Joshua seinen Gesichtsausdruck nicht lesen. »Er ist mein Freund. Und die Frau – sie ist meine Freundin!«, antwortet Joshua. Sogleich stellt der Arzt sein nervöses Bohren ein: »Entschuldigen Sie, aber beide sind nicht ansprechbar...« »Darum geht es nicht.« »Beide haben viel Blut verloren. Und die Operationen waren... wir haben das Menschenmögliche versucht.« Die eingedunkelte Stille im Korridor verschluckt ihre Wortfetzen, als sei jeder Ton ganz und gar ungehörig. *Auch ich habe viel Blut verloren.* Verschwommen erinnert sich Joshua, wie er neben Nada kniend ein Leintuch gegen deren Bauchwunde gepresst hatte. Ihm war, auch er blute aus. Nada wimmerte. Rémy, offenbar ins Koma gesunken, schrie nicht mehr. Aus dem Nebenzimmer vernahm er einen forschen Hubert am Telefon.. Er streichelte Nadas Stirn, das Tuch war blutgetränkt, ihm flossen die Tränen, die er doch mit aller Gewalt eindämmen wollte. Unvermittelt waren alle da gewesen. Sophia über Rémy gebeugt, Huberts Freund, der Arzt des Dorfes, stürzte ins Zimmer und Vivianne rief, Didier werde gleich mit dem Rettungswagen der *sapeurs pompiers* kommen, das gehe schneller, als die Ambulanz abzuwarten. Als er mit Didier zusammen Nada hinaustrug, war der Doktor mit dem belämmert daliegenden Jonas beschäftigt: er betupfte dessen Stirnwunde mit Watte. Und er hatte Huberts zornige Stimme vernommen: »Der bleibt da. Ich war Sanitäter im Krieg. War mir auch nicht zu schade, sogar die *boches* zu verarzten.« Die Fahrt. Der Doktor hinten, Joshua vorn neben Didier. Das Gefühl, dass er ausblute, hielt an. Sein Herz musste zu schlagen aufgehört haben – nicht einmal Angst meldete es. Kilometerlang verfolgte ihn die Vorstellung, er würde bald vollends erstarrt und gelähmt sein. Sein inständiger Befehl an die Finger, einen Wirbel aufs Knie zu trommeln, schien sich irgendwo im Körper zu verirren; ungläubig beschaute er die schlaffliegende Hand. Alles dauerte endlos. Die Kurven auf dieser Strecke hatte er

noch nie gesehen. Und doch sprang er aus dem Wagen und eilte nach hinten, kaum dass sie an der Notfallpforte anlangten. Ein Pfleger wies ihn barsch zurecht, als er an Nadas Bahre mit anfassern wollte. Dann waren sie weg, verschwunden durch eine Tür. Man wies ihn in einen Warteraum. Täuschte er sich, oder hatten kurz noch Didier und der Doktor vorbeigesehen, ihm zu sagen, sie würden ins Dorf zurückfahren?

Er war allein. Er durchmass den Raum nach allen Seiten mit staksigen Schritten, voll Misstrauen, der glänzende Bodenbelag würde ihn ausrutschen lassen. Ging auf und ab, getrieben von Anspannung, Schmerz und Wut. Verlor sich in einem halblauten Selbstgespräch, und als er sich dessen bewusst wurde, fasste er den Entschluss, jetzt gleich niederzuknien und zu beten. Aber er wurde gestört: Eine Frau, Pflegerin oder Ärztin, hastete durch den Raum, wobei sie kurz anhielt, um ihn auf die Liege im Nebenraum aufmerksam zu machen:

»Vielleicht können Sie ein wenig schlafen, es wird lange dauern.«

Sie wartete seine Antwort nicht ab und war schon wieder weg, als er kopfschüttelnd ablehnte. Nicht das Gebet brachte ihn auf die Knie, sondern ein jäher Weinkrampf; schliesslich fand er sich zusammengekrümmt auf dem polierten Boden. Nun hatte das Entsetzen überhand genommen: er wusste jetzt genau, dass er seiner Entscheidung nicht mehr ausweichen konnte. Aber sein Mut sickerte aus ihm, wie es vermeintlich sein Blut in der vergangenen Stunde getan hatte. Und je verzagter er wurde, desto mehr klammerte er sich an die Illusion, dass alles ganz anders und er einfach nicht bei Sinnen sei. Erschöpft war er, das ja. Also nicht Herr seiner selbst. Das musste es sein: er war sich der Wirklichkeit abhanden gekommen. *Welch ein Wahn, ich könnte Nada und Rémy retten! Ich bin Joshua und sonst gar nichts!*

Und jene Vision, die ihn verleiten wollte, seine Identität zu opfern? Eine Schimäre war sie, nichts anderes! Eine teuflische Versuchung, ein trügerischer Spuk. In Wahrheit war er nichts weiter als diese erbärmlich gekrümmte Gestalt auf polierter Fläche, beschienen von drei gleissenden Neonstäben an der Betondecke, kein Erwählter, kein Messias, kein Gott. Die Röhren flackerten und erloschen und er lag im Dunkeln. Der Zufall war zu lächerlich, aber er empfand ihn als wohltuend. Seine Gedanken glitten wie befreit in andere Sphären. Schmerz und Schrecken schienen sich mitsamt dem Licht zu verflüchtigt zu haben. *Ihr Freund Rémy hat mir beigebracht, dass sie ein ganz besonderer Mensch sind.* Das war doch Furleys Stimme, die er zu hören glaubte. Und übergangslos drängte sich eine andere Erinnerung auf: *Alle Kraft ist bei mir, das Feuer Euch zu verbrennen, die Pest, Euch zu zerfressen.* Das war er selbst! Übers Meer hatte er es geschrien und damit den Jungen erschreckt. *Vielleicht ist ihnen mal schlecht, und dann kann ich sie einfach runterzieh'n, Sir. Sie brauch'n überhaupt keine Angst zu haben.* Wie anrührend ihm Cyber geraten hatte, die Leine am Raumschiff ja nicht zu kapfen...

Warum bedrängen ihn plötzlich all diese Stimmen? Und da ist auch David: *Niemand zwingt dich, die Schlange zu berühren... Nur du selber weisst, wer du bist, und was du vermagst. Aber flüchte nicht in Panik...* Kaum ist David verstummt, scheint eine grollende Stimme den Raum zu füllen: *Ha! Zur Strafe die Pest! Tun Sie es. Kein Erbarmen mit der Brut!* Obélix der Fischer, kein Zweifel, das war dessen Ratschlag gewesen. *Geizhälse sind die Schlimmsten!*, hatte er ihm nachgerufen –

»Sie sitzen ja im Dunkeln«, schreckt ihn eine Frauenstimme auf, und gleichzeitig zuckt Licht aus den Röhren, »hat man Ihnen nichts vom Timer hier gesagt?«

Stunden scheint es her, dass sie durch den Raum geeilt ist. Diesmal verharrt sie, mustert ihn, der er auf dem Boden hockt, missbilligend.

»Sie sind doch der Bruder?«, erkundigt sie sich.

»Bruder? Er ist mein Freund. Und die Frau – meine Frau!«

»Es dauert noch«, sagt sie und nestelt an der unters Kinn geschobenen

Operationsmaske; der Fleck an ihrem Ärmel könnte ein Blutspritze sein... Von Missbilligung keine Rede! Abwehr drückt ihr Gesicht aus, die Warnung, keinesfalls nach dem Verlauf der Operationen zu fragen.

»Aber sie kommen doch durch!« Als Antwort zupft sie den grünen Stoff wieder über Mund und Nase, um dann doch noch zu nuscheln:

»Es ist schwierig. Fragen Sie mich nicht.«

»Bitte!«, sagt Joshua.

»Es ist kritisch. Das will ich nicht verschweigen. Aber wir tun alles, was in unserer Macht steht.«

Vorm Eingang zur Intensivstation sagte der Arzt eine Stunde später: »Wir haben das Menschenmögliche versucht.«

Erstmals, seit sie hier stehen, dass ihm der Arzt das Gesicht zuwendet. Aber seine verhangenen Augen entziehen sich Joshuas Blick. Und Joshua weiss es! *Was in unserer Macht steht* – sie liegen im Sterben! Nada! Rémy! Joshua sieht, wie der Arzt die Flügeltür aufstösst, hört ihn sagen: »Wenn sie hineingehen – erschrecken Sie nicht. Es sieht schlimm aus.«

*Meine Nada stirbt. Mein Freund stirbt.* Die Tür ist offen. Joshua ist, als würde ihm der Weg in die Verbannung gewiesen. Gleich wird er durch diese Schleuse gehen müssen. *Das Menschenmögliche! Sterben sie, bin ich allein. Rette ich sie, werde ich sie verlieren.* Er tritt ein. Fahl das Licht, als wäre eine Dämmerung eingefroren. *In jedem Fall bin ich einsam.* Das also ist sie, die hohlräumige Sphäre zwischen Leben und Tod. Warm ist es. Schwebend leuchten Bildschirme aus dem Halbdunkel. Still ist es. Grotesk, dass er jetzt, von Angst durchdrungen, sie beide anzuschauen, an Jonas denkt: Ausgerechnet Jonas zwingt mich... Die aufgetürmten Apparaturen markieren Kojen mit unwirklich weissen Bettstätten.

»Gehen Sie weiter.« Es ist die Stimme eines hünenhaften Pflegers, der seine Schulter antippt und nach hinten weist: »Weiter, bis ganz ans Ende.«

Auf dem Kissen Nadas Haar. Halb offen der Mund, in den Schläuche stossen. Um ihr Bett eine Maschinerie, die den Körper unterm Tuch so nichtig wirken lässt.

Und dort Rémy. Schwarz hockt ihm eine Atemmaske im Gesicht. Starr aufgerissen die Augen. Schwer hebt und senkt sich seine entblösste Brust. Sein Keuchen.

Joshua sinkt auf den Stuhl an Nadas Bett. Der Hüne ist an Rémys Kopfstatt getreten und wischt ihm mit seinen Pranken die Lider zu. »Trocknen sonst aus«, brummt er. Wie eine Drohung klingt es. Durch das Schläuchlein an Joshuas Knie quält sich stockend Blut. Nadas nackte Füsse zucken wie im Zwang. *Du wirst leben, Nada. Aber ich werde weit weg sein.* Das wiederkehrende Zischen der Maschine, die ihr rhythmisch Atem einstösst, ist plötzlich überall. Jetzt weiss ich es. Der ganze Raum zischt. Es ist geschehen, als ich hier eintrat. Es zischt aus dem Zwielflicht. *Du wirst leben. Ich liebe dich. Aber wir werden uns fremd sein, weil ich der Andere bin.*

Eine plötzliche Hektik an Rémys Bett lässt Joshua hinüber blicken. Der Hüne rupft mit unzimperlischen Handgriffen Rémy die Maske weg. Und schon stösst ihm ein weiterer Pfleger Schläuche in den Rachen, während der Grosse auf einem Beutel herumknetet, den er Rémy vor den Mund hält. Pustende Stösse, als ob ein Ballon aufgeblasen würde. Rémy würgt. Bäumt sich auf. Röchelt. Und lang anhaltend bricht das Greinen eines gequälten Tieres aus ihm. *Du wirst leben, Rémy. Auch dich verliere ich ans Leben.* Jäh setzt das Zischen eines zweiten Beatmungsgerätes ein. Joshua ist aufgestanden. *Denn als Joshua werde ich sterben.*

Er tritt an Rémys Bett. Schaut auf seinen Freund, dessen Körper sich noch immer qualvoll windet. Der Hüne drückt ihm die Schultern auf die Matratze, der andere hängt neues Plasma ans Gestänge.

»Intubation. Musste sein. Sein Kreislauf kippte weg. Wird gleich stabiler«, sagt der Hüne, »hat Sie wohl erschreckt? Sprechen Sie nur mit ihnen. Auch wenn sie Sie nicht verstehen, tut es ihnen gut.«

Lange bleibt Joshua zwischen den Betten stehen, eine Weile Rémy, eine andere Weile Nada zugewandt. *Ich bin, der ich sein muss. Ich erwecke dich zum Leben, Nada. Ich erwecke dich zum Leben, Rémy.*

Die Pfleger beschauen aus dem Dunkeln heraus die Szenerie. Seltsam kommt ihnen dieser Mann vor, der regelungslos dasteht und nur ab und zu den Kopf dreht. Von weitem wirkt er, als ob er sich verirrt hätte oder sich nicht zwischen den Bettstätten zu entscheiden vermöchte.

»Er ist, glaub' ich der Bruder der Frau«, flüstert der Hüne.

»Nicht vom Mann?«

«Gleichen sich doch nicht.«

»Bedeutet doch nichts. Kann trotzdem... He, schau hin! Das ist verrückt... siehst du das auch, siehst du das auch?«

»Was weiss ich, was du...?«

»Sag mir, dass ich nicht verrückt bin!«

»Jetzt weiss ich, was du... Also sind wir beide meschugge!«

Und die Pfleger sehen, dass sich aus der stehenden Gestalt zwischen den Betten zwei gleiche Gestalten lösen, die eine sich zum einen Bett, die andere sich zum andern bewegt. Beide Gestalten betreten ihren Lichtkreis und beugen sich nieder, bücken sich in synchroner Bewegung, und beide setzen gleichzeitig einen Kuss auf die Lippen; der eine Mann küsst die Frau, der andere Mann den Mann. Eine Sekunde

verharren die beiden Gebückten wie abgestimmt, zweifach scheint das Gemurmel zu sein, das zu hören aber nicht zu verstehen ist, und doch hat sich der Spuk schon aufgelöst, weil unvermittelt nur eine einzige Gestalt im Halbdunkel auf den Ausgang zugeht und verschwindet.

»Zwei Irre!« faucht der Hüne.

»Wer? Wir?«

## Maras Berichte

«Das nennt man einen Blitz aus heiterem Himmel», hatte ich nach einem langen Monolog Joshuas endlich anbringen können, worauf er gekontert hatte:

»So heiter auch wieder nicht!«

Im Grunde hatte ich während dieser zäh fliessenden Tagen seit Nadas Abreise nach Südfrankreich stündlich einen Anruf erwartet – von ihr, von Rémy, wenn nicht sogar von Joshua selbst. Dass der Anruf ausblieb, machte mich klein und unsicher. Für meine Befindlichkeit gab es nur einen Ausdruck: Mir war bang. Mir war unendlich bang! Joshuas Anruf war schliesslich frühmorgens und unerklärlicherweise auf meine private Nummer, die nirgends registriert ist, gekommen. Anatol brachte mir den Hörer in die Küche: Joshuas Stimme. Eindringlich bat er, ich möge ihm noch diesen Nachmittag einen Termin einräumen. Fahrlässig sagte ich sofort zu und musste in der Folge zwei anderen Klienten absagen.

Kleider verwandeln Leute! Joshua, in eine mönchische Kutte gewandet, lächelte, als er meinen überraschten Blick auffing. Mir zum Trost konnte ich zumindest feststellen, dass er nicht auch Sandalen, sondern biedere Halbschuhe trug. Mein Blick auf sein Schuhwerk war ihm nicht entgangen. Mit einem zwischen Trauer und Ironie wechselnden Gesicht merkte er an:

«Das eben ist das Gewand meines neuen Ordens. Noch bin ich nicht hoch gestiegen in der Hierarchie, erst der Novize...«

Er schlüpfte aus den Schuhen und machte Anstalten, sich hinzulegen, stand aber unversehens wieder auf den Beinen und begann im Kabinett herumzuwandern, als sei ihm ein choreographisches Muster vorgeschrieben. Ich glaube, er schaute mich in der ersten Viertelstunde nicht ein einziges Mal an.

»Dieses Gewand verdanke ich den fünf Plakaten des Herrn Oriema«, begann er. Und schon war er am Erzählen – von verzweifelten Drogenräuschen in England, wie er die Band verlassen hatte, von einem väterlichen Arzt namens Furlley, von der Zeichnung eines Jungen namens Cyber... Gelassen und konzise, wie er sprach, hatte ich den Eindruck, er spräche von einer sehr fernen Vergangenheit. Weil er dabei unbeirrt auf- und abging und sich kaum eine Geste erlaubte, auch deswegen schienen die Ereignisse fern und wenig spektakulär – bis er eben unvermittelt seine Verhaftung in Calais erwähnte, ich aufschrak und mir die Bemerkung vom *Blitz aus heiterem Himmel* entfuhr. Mit seiner Antwort unterlief er die metaphorische Bedeutung:

»So heiter auch wieder nicht!«

Was er damit meinte, wurde sofort klar. Er stellte sich mit dem Gesicht zur Wand, winkelte beide Arme in der klassischen Haltung des erwischten Täters, dem *Hände hoch* befohlen wird. Dann rückte er Gesäss und Beine von der Wand weg und stützte sich der Balance wegen mit den Handflächen gegen die Tapete.

»Ich musste mich ausziehen und nackt gegen die Wand zu stellen, so wie jetzt. Dann untersuchten sie mich von Kopf bis Fuss, Körperöffnungen inbegriffen. Sie taten es gründlich und grob. Als ich wegen des einfahrenden Fingers aufschrie, grinnten sie. Und sie drückten, als sie die Einstiche entdeckten, mit einem Stylo auf die wunden Stellen im Ellbogen. Dann wurde ich in eine Zelle im Untergeschoss gebracht.«

Ich beobachtete ihn mit Entsetzen, weil sich mir das demütigende Bild in harten Konturen einbrannte. Er hatte sein Herumwandern wieder aufgenommen, passend zum Bericht seiner endlos scheinenden Fussreise durch Frankreichs Hinterlande. Benommen stellte ich fest, dass mir unklar blieb, wie er und Rémy der Zelle entkommen waren. Hatte ich nicht zugehört? Alles wurde stetig skurriler, auch deshalb, weil er seinen Aktionsradius in den Korridor hinaus erweiterte. In der offenen Tür tauchte er jeweils kurz auf, um sogleich wieder zu verschwinden, während er ausführlich die Begegnung mit dem schwarzen Händler und die nächtliche Fahrt nach Saint Anastasie beschrieb.

War ich eigentlich von seiner Inszenierung dermassen überrumpelt, dass ich mir jede Regung untersagte, wieder eine therapeutisch gängige Ordnung herzustellen? Jedenfalls fühlte ich mich als perplex

Besucherin eines Theaterstückes, dessen Handlung sich entgegen jeglicher Erwartung entwickelt. Aber ich war auch fasziniert! Jäh hielt er im Türrahmen an und sagte: »Dann brach Jonas durch die Tür, schoss zuerst Nada nieder und kurz danach auch Rémy.«

Ich war starr. Er kam sachte ins Zimmer und bettete sich umständlich auf die Couch. Seine Augen hielt er geschlossen. Atmete tief durch. Schwieg.

»Sind sie...? Mir krächzte die Stimme.

»Nein. Sie werden leben!«

In kargen Sätzen berichtete er von der Nacht auf der Intensivstation und davon, dass er beide geküsst hatte. Das löste ein starkes Bild in mir aus: ich sah Joshua schemenhaft vor mir als zweifachen Joshua – zwei Gestalten beugen sich gleichzeitig über Nada und Rémy und berühren beider Lippen gleichzeitig.

Da riss der Schleier! Ich, Mara Nejedly, amtlich zugelassen im elften Jahr, erkannte, was ich bereits seit langem wusste, aber nicht begriffen hatte: ER war es! *Sie werden leben*, hatte er gesagt. *Ich habe sie geküsst*. Er hatte sie gerettet, kraft seines Entschlusses, seine Bestimmung anzunehmen. Er hatte sich entschieden, weil er sich entscheiden musste.

»Sie haben beide geküsst...?«

»Ja.«

»Und deshalb werden sie überleben?«

»Ja!«

»Sie, JOSHUA, sind es?« (Wie hätte ich es anders ausdrücken können?) Er senkte den Kopf, schwieg.

»Die Welt wird es erfahren?«

»Ja.«

Genau jetzt kam mir als sarkastische Pointe der Gedanke, dass unsere Therapiesitzungen wohl definitiv nicht zum gewünschten Ergebnis geführt hatten. Er hatte sich redlich bemüht, von mir die Diagnose *Wahnvorstellungen* zu bekommen – und ich? Ich hatte nicht zu liefern vermocht. Vielleicht, dass der Wahn dafür jetzt mich hat...? Ich sprach es aus:

»Vielleicht, dass ich alles im Wahn erlebe?«

Er hob den Kopf von der Liege. Bernsteinfarben blitzten seinen Augen. Er lächelte und schüttelte den Kopf. Dann drehte er sein Gesicht zur Decke. Das Lächeln war verschwunden.

»Kommen Sie mit, Mara!« Tonlos klang er, als ob er gleich einschlummern würde. Er atmete ruhig. Ich versuchte zu erkennen, was in ihm vorging. Etwas hatte sich verändert. Lag es an seinem Blick? War das Entrücktheit? Ich erschrak. Er wirkte wie erblindet! Fremd! Erschreckend fremd war er mir. Er hatte zu sprechen begonnen, während ich noch versuchte, meine Wahrnehmung begrifflich zu fassen. War er es, der in Trance sprach oder ich es, die ihn so vernahm? Befremdend jedenfalls, *wie* er redete: zögerlich und suchend, als ob sein Gedächtnis versunkenen Versen nachspürte. Von Mauern und Gewölben, von Türmen und Minaretten erzählten sie. Von Rissen und Staub, von Brocken und Donner. Von Rom und Riad, von Bristol und Bagdad. Schreine und Tempel, Kathedralen und Moscheen. So sehr ich mich um Konzentration bemühte, so wenig wurde ich meine Irritation los. Ich verstand nicht, worum es ging, stenografierte aber reflexartig mit:

*»Am Isuzu zucken Risse,  
durch den Herzpfeiler des Ise-Schreins.*

*Der Firstbalken stürzt in die Tiefe.*

*Auf dem Satteldach zerreißt das Riedgras.*

*Ein Kormoran rettet sich mit weiten Schwüngen  
vom wegrutschenden Dach in den Himmel...*

*Nie endendes Rieseln  
aus dem Gewölbe des Petersdoms.*

*Weisse Staubschlieren auf starrenden Gesichtern.*

*Risse an der Kuppel: verästeln und kreuzen sich, rasen weiter.*

*Der bronzene Petrus fließt aus seinem Throngestühl,*

*Glühend die Lachen auf den Marmorflüssen...*

Ich war zu bestürzt, dem Sinn nachzuspüren. Es musste eine apokalyptische Vision sein. Und Joshua machte keine Anstalten, aufzuwachen.

*Über Mekkas Kaaba flirrt die Luft,  
als würde sie lodern.*

*Glühend die sieben Minarette!*

*Sinken, als hätte sich unter ihnen die Erde aufgetan.*

*lautlos in die Tiefe...*

Weltweit einstürzende Sakralbauten! Das war seine Vision! Er fantasierte von gigantisch aufquellenden Staubwolken, die in Paris die Notre Dame einhüllen und verschlucken! Er beschrieb das grausige Gedröhn, mit der in Meshima die Silberne Moschee in sich zusammensackt und das nervenzerfetzende Ächzen, das den Kitano-Schrein in Kioto zerreist. Das goldene Wahrzeichen auf dem Papstpalast in Avignon floss nach seinen Worten *als eklig gelber Eiter über die Kuppel*; in den dicken Mauern des Palastes klaffen bissige *Schrunde wie monströse Mäuler* auf...

Plötzlich war Stille. Ich hatte aber gleichzeitig den bestimmten Eindruck, dass sich seine Stimme allmählich ausgeblendet hatte, bis sie nicht mehr vernehmbar gewesen war.

Angemessen! Pause! Nach angemessener Pause sagte ich:

»Und was bedeutet diese – Vision?« Mit Beklemmung erwarte ich seine Antwort. Stattdessen fragte er zurück:

»Wissen Sie, Mara, was in dieser Welt die Ursache allen Elendes ist?«

»Die Ungerechtigkeit?«

»Die Heuchelei! Die satanische Heuchelei!«

»Was hat das mit Ihrer Vision zu tun?«

»Noch der kleinste Stein dieser heiligen Gewölbe und Türme ist nur Heuchelei. Es ist die Heuchelei der Gläubigen. Sie reden und reden, zu begründen, warum dieser Mensch mehr dürfe als jener, der weisse mehr als der schwarze, der Mann mehr als die Frau, der mächtige mehr als der dienende. Sie sei nun mal nicht gerecht, die Welt, seufzen sie scheinheilig. Als sei das Elend eine Panne der Schöpfung! Preisen ihren Allah, ihren Gott, ihren Buddha mit grossartiger Pracht, dass er ihr Herz mit Menschlichkeit erfüllt habe. Aber so leben sie nicht! Sie beten demütig und leben raffgierig. Sie heben ihren Gott in den Himmel, und mästen ihre irdischen Privilegien. Heuchler sind sie alle, und die vorgeben, in seinem Namen zu herrschen, sind die Scheinheiligsten...«

Ich hatte ihn genau, fast kaltschnäuzig, beobachtet. Joshua wirkte klar und nüchtern. Hier sprach einer, der sich seiner Einsichten sicher war. Der sich ohne jegliche Aufgeregtheit erklären konnte, weil ihm zwingend schien, was er vortrug. Aber er wirkte traurig – gleichsam durchdrungen von Trauer.

Und mir kam in den Sinn, dass die einstürzenden Gotteshäuser keine Vision sein könnten, sondern – aber was sonst?

Da sagte er: «Nein, es ist keine Vision. Es ist beschlossen. Der Gott, dessen vermuteter Namen alle im Munde führen, hat die Geduld verloren. Ich werde meinen Weg beschreiten, und Sie Mara, wissen es bereits.»

Wusste ich es wirklich? Warum denn blieb mein Bewusstsein geteilt? Warum mahnte mich eine innere Stimme, mich auf meine Rolle als Seelenärztin zu besinnen?

Er stand auf und vor mich hin. Grösser als erwartet wirkte er in seinem Faltenwurf. Ich schaute zu ihm auf. Mein anderes Ich verspürte in diesem Augenblick eine gläserne Klarheit, und doch hätte ich nicht andeutungsweise erklären können, was ich begriffen hatte. Es war eben so, es war alles anders. Er streckte mir seine Hand hin. Ich konnte sie nur anstarren, als ob er mir eine Ungeheuerlichkeit abverlangte. Ich erinnere mich, dass ich dachte: *Bitte, Joshua, geh' nicht. Sag mir, was geschehen wird.*

»Ich kann nicht anders«, hörte ich ihn sagen, seine Hand nah vor meinen Augen.

»Sie haben viel zu tun, heute noch?«

Kaum ausgesprochen, spürte ich in mir ein unbändiges Lachen aufsteigen, weil die Banalität meiner Bemerkung in groteskem Widerspruch zur Wucht des Augenblicks stand.

»Ja«, sagte er, »viel!« – und verschwand vor meinen Augen, verschwand einfach so.

Und ich blieb sitzen und sitzen und lachte und weinte und wusste, dass man einen Gott nicht sehen kann, ich aber doch.

Wenn ich mich richtig erinnere, habe ich mir später eine Tasse Tee zubereitet. Ich habe also – in anbetracht eines gewissermassen heiligen Momentes: auf hoher Ebene! – dem englischen Sprichwort vom Abwarten und Teetrinken die Referenz erwiesen. Abwarten? Warten worauf?

Ich fuhr im Bus nach Hause. Beim Hauptbahnhof musste ich die Linie wechseln. Zwischen beiden Stationen liegt Mercury's Sony Shop, in dessen Schaufenster zahlreiche Monitore stets verschiedene TV-Programme zeigen. Als ich gedankenversunken um die Ecke zum Laden bog, verstellte mir eine Hundertschaft von Passanten, die sich vor dem Shop drängte, den Gehsteig. Alle gestreckten Köpfe waren auf die Auslage fixiert. Stumm stand die Menge und starrte. Bereits hatten mich weitere zuströ-



mende Leute eingeschlossen. Da erhaschte auch ich einen Blick auf einen der Bildschirme: Ein sprechender Moderator vor Nachrichtenmonitoren in einem Studio, die allesamt Katastrophenbilder zeigten. Rennende Menschen, zuckenden Blaulichter auf Rettungswagen, Rauchschwaden. Es musste etwas Schlimmes geschehen sein. Aber die Schaufensterscheibe liess keinen Ton durch. Was los sei, was denn los sei, fragte ich Nebenstehende.

Niemand antwortete. Weiter hinten schrie jemand die gleiche Frage: »Was ist da los?«

Lautlos und mit unwirklicher Langsamkeit flogen steinerne Brocken durch grauen Rauch. Wie in einem riesigen Domino raste eine Welle der Zerstörung durch aufgereihte Säulen. Eine Umschaltung. Jetzt zeigte die Kamera, offenbar aus einem Hubschrauber, ein Häusermeer, in dessen Mitte ein Staubpilz aufstieg. Unvermittelt erkannte ich Ort und Gebäude: Vatikanstadt! Die Basilika! Aus der Menge gellte eine Stimme:

»Bomben! Terroristen haben den Dom in die Luft gejagt!«

Jetzt zeigte eine schwankende Kamera, deren Träger über den Petersplatz hastete, wie Dutzende von Carabinieri aus weissen Mannschaftswagen stürzten und sich zu einem Kordon zusammen wirbelten. Und kurz, nur kurz, sah ich dahinter eine Gestalt mit hängenden Armen, die die Hektik zu ignorieren schien.

Ich drängte mich aus dem Knäuel. Ich wusste nur: Ich muss nach Hause. Anatol ist sicher bereits da. Ich muss zu ihm.

Welche tiefsinnigen Gedanken mir kamen, als ich zur Haltestelle lief? Sollte jemand das wissen wollen, im Hinblick darauf, dass ihm das Schicksal eine vergleichbare Überforderung zumutet – ich will es gestehen: *Joshua, für dich bezahlt keine Krankenkasse der Welt die Behandlung.* Immerhin hatte ich auf der Treppe zu unserer Wohnung noch eine weitere Einsicht, der ich eine gewisse vorausseilende Weisheit nicht absprechen mag: *D a s m u s s m a n d e n G o t t h e i t e n i n d i e s e m K o s m o s l a s s e n : s i e w e r d e n d e u t l i c h e r .*

Kaum hatte ich die Wohnungstür aufgesperrt, vernahm ich den überlauten Programnton. »Hast du davon gehört?«, rief Anatol.

Ich trat ins Zimmer. Mein Mann stand vornübergebeugt vor dem Gerät, als sei er zu fassungslos, um überhaupt noch ans Sitzen zu denken.

»Das sind völlig neue Waffen, die mit Schwingungen die ganze Statik aus dem Gleichgewicht bringen, mit ungeheuer starken Wellen«, ereiferte er sich. Ich trat hinter ihn und umarmte ihn und liess ihn nicht los. Tränen kamen mir, Tränen und nochmals Tränen. Jetzt drehte er sich mir zu und ich spürte seine festen Hände am Rücken.

»Ach! Du hast bereits davon gehört? Ja es ist schlimm, sehr schlimm, aber es scheint, dass niemand verschüttet worden ist. Nirgends! Es grenzt an ein Wunder. Keine Toten bis jetzt und auch keine Verletzten, eigentlich unglaublich!«

»Hast du den Mann im weissen Gewand gesehen, als die Polizisten den Platz absperren?«

Anatol hatte sich wieder dem Bildschirm zugewandt. Über die Schulter sagte er: »Ja, natürlich. Sie zeigen ihn immer wieder, auf allen Kanälen. Ein Spinner! Steht ganz nah beim Portal und hinter ihm kracht der Dom zusammen. Sie geben ihm alle Zeichen der Welt, er solle sich in Sicherheit bringen. Aber er rührt sich nicht – schau! da ist er wieder!«

Über einem unscharfen Scherenschnitt von Polizistenhelmen hinweg erfasste ein Zoom eine kleine Gestalt vor einer stäubenden Wand. Der Mann schaute auf den Platz hinaus. Das Bild fuhr noch näher, jetzt war es ein Brustbild mit Kopf und das Gesicht war nun klar zu erkennen: Joshuas Gesicht! Ich war nicht überrascht, nicht erschrocken, war gar nichts.

»Es ist Joshua«, sagte ich, und, als Anatol nicht reagierte, wiederholte ich: »Der Mann vorm Dom ist Joshua, mein Klient. Er war mein Klient.«

## (Zwei Kapitel weiter)

### Maras Berichte

In den nächsten Stunden assen, tranken oder redeten wir nichts. Anatol war die Fassungslosigkeit in Person. Noch immer stand er krummrückig vornübergebeugt, die Hände auf den Knien, der Kiste zugewandt, als sei ihm eine Büsserhaltung anbefohlen... Mehr als eine Stunde lang waren wir Zeuge geworden, wie unzählige Gotteshäuser in allen erdenklichen Erdregionen in sich zusammen sanken. Wir gewöhnten uns an gar nichts, alles blieb unwirklich. Überall liefen die denkbar gleichen Sonder-sendungen mit denselben Bildern von höhnisch wirkender Gleichheit; nur die Moderierenden waren andere. Dabei erwischten wir mehrmals die Übertragung von Joshuas kurzer Rede vor dem Petersdom. Was er sagte und wie er es sagte, faszinierte mich. In meinen Ohren waren es karge Sätze, aber kraftvolle... Anatol allerdings kommentierte sie sarkastisch mit: «Selig die Armen im Gemüt!«, und zur Ankündigung der Stadion-Ansprache: »Fein! Zu jedem einzelnen will er sprechen! Kaum ein geeig- neterer Ort für eine persönliche Kontaktnahme als so ein Stadion!«

In der Nachschau wurde eine Expertenrunde zugeschaltet. Ein Geophysiker spekulierte über Schockwellen aus „standortnahen Epizentren“. Durch Absonderlichkeiten des Untergrunds sei eine „Bündelung der zerstörerischen Wirkung“ direkt unter den Bauten entstanden. Mittlerweile waren aber bereits über vierzig Sakralbauten eingebrochen. Vierzigfach exakt unter jenen Bauwerken genau dieselbe Absonderlichkeit? Wie immer, wenn ihm etwas über alle Massen dumm erscheint, grunzte Anatol:

»In Wahrscheinlichkeitsrechnung wohl durchgefallen, du Glühwürmchen der Wissenschaft!«

Ein iranischer Ajatollah rief zum heiligen Krieg gegen die Satane des CIA auf, die Atombomben unter die Moscheen geschmuggelt hätten. Anatol spottete:

»Strahlenschäden sind jedenfalls schon vorhanden!«

Ein Kunsthistoriker gab zu bedenken, welche Werte, welche Werte! da unwiederbringlich zerstört würden: „Höchst provisorisch, höchst provisorisch komme ich bereits jetzt auf über eine Billion!“ Diesmal überraschte mich Anatols Kommentar; er nahm offenbar Bezug auf die zerstörte Sixtinische Kapelle und meine trocken:

»Nana, der Herrgott hat aber lange genug die Hand ausgestreckt!«

Es war eine Nacht des Wahnsinns und es wurde eine der Groteske. Was da geredet und zerredet, spekuliert und argumentiert wurde! Als der amerikanische Präsident, auf der Gangway zur *Airforce One* stehend, bekannt gab, dass er die Streitkräfte auf die höchste Alarmstufe gesetzt habe, barmte Anatol:

»Wohl neidisch. Mit so wenig Kollateralschäden bomben deine GIs nie.«

Bei allem Sarkasmus war Anatol in einem Punkt wirklich aufgewühlt. Er konnte es nicht fassen, dass nirgends Menschen zu schaden kamen. Es gab keine Verletzten, gab keine Toten und offenbar auch keine Verschütteten. Spät nachts kam die Meldung, dass der Präsident der USA an einen unbekanntem Ort ausgeflogen, noch später, dass der Papst wohlauf und in ein Kloster auf Sizilien verbracht worden sei. »Bewacht von der frommen Mafia«, ergänzte Anatol, um murmelnd nachzuschieben: »Hat denn der Stellvertreter keinen direkten Kontakt mehr?«

Auf ein Interview mit dem Obersten der Schweizer Garde im Vatikan merkte Anatol an:

»Braver Mann. Man muss seine Grenzen kennen!«

Wieder war ich verblüfft. Die Reporterin von RAI Uno hatte den Gardisten aggressiv gefragt, warum seine Leute den Mann vor dem Dom nicht verhaftet hätten? Und der hatte wie gekränkt ob soviel Ignoranz zurückgegeben: »Machen sie keine Witze, Signora! Gott verhaftet man nicht.«

Und ich? Hatte ich überhaupt noch Empfindungen? Seit Stunden sass ich hier mit meinem Mann im Dunkeln, überflutet von den Bildern eines realen Katastrophenfilmes, wie er fiktiver nicht hätte sein können. Ich war das Menschlein Mara, Zeugin eines weltweiten Donnerschlages wie Milliarden anderer Menschen auch, die ebenso überfordert vor ihrem Bildschirm sassen und ihre Befindlichkeit ebenso auszubalancieren versuchten wie ich. Ich, Mara, Frau, Gattin des A., und – Seelenärztin des J., dem Verursacher des weltumspannenden Spektakels. Das Wort, kaum gedacht, verursachte mir Übelkeit, zu klein und zu frivol klang es in mir. Es war kein Spektakel, es war... – von einem plötzlichen klaustrophoben Anfall beengt flüchtete ich mich auf den Balkon. Nacht. Ein Sternenhimmel. Die kosmische Unendlichkeit. Ein inneres Bild: *Joshua in fliessendem Stoff auf meiner Couch. Er starrt die Decke an und lächelt und hat doch Tränen in den Augen.* Überall waren die Fenster erleuchtet. Klar, dass niemand schlief. Vielleicht kleine Kinder. Sie würden gross werden, erwachsen, sich bemühen

oder nicht, Kinder haben oder nicht, und sterben wie jedermann auch. So war das. Wie still es war! Da fiel mir auf: Kein Auto war unterwegs. Es schien, als wäre die Nacht ohne Bewegung. Dabei raste über alle Kontinente eine – eine was? Eine Revolution? Von drinnen rief Anatol: »Sie kündigen eine Rede des Papstes an, das wird lustig!« Es tönte schadenfreudig. Und plötzlich hatte ich den Verdacht, dass Anatol wirklich nur ein Spektakel erlebte. Ihn beschäftigte weniger die Unerklärlichkeit des Geschehens, als vielmehr, wie die Grossen und Mächtigen dieser Welt am Zappeln waren. Aber war das verwunderlich? Niemand hatte sie je behelligt. Es mochte eine höhere Instanz geben, aber doch höchstens theoretisch. Und nun das! Einmal hatte mir Joshua beim Abschied von einem sehr reichen und sehr mächtigen Präsidenten erzählt, der einen Weisen aufsuchte, ihn zu bitten, er möge ihm einen schnellen Weg zur Erleuchtung verraten. Der Weise riet ihm, beim nächsten Gewitter aufs Dach seines Palazzos zu steigen und gen Himmel zu schauen. Der Mann tat das. Empört kam er zum Weisen zurück: von Erleuchtung sei keine Spur gewesen. Er sei völlig durchnässt worden und hätte sich nur lächerlich gefühlt. Worauf der Weise sagte: „Das ist doch schon mal ein Anfang!“

Ich hatte sehr gelacht und Joshua gefragt, welche Lehre der Mächtigen daraus gezogen habe. Jetzt erinnerte ich mich genau seiner Antwort: »Nichts! Mächtige lernen nur, wenn sie müssen. Das ist Gottes Unterlassungssünde.«

Ich schaute hinauf, hinauf in den Nachthimmel. Er war unendlich und dies war die einzige Wahrheit. Sie war zwar überwältigend, mystisch... aber leider unverbindlich. Und Anatol rief: »Es ist so weit. Komm herein!«

Plötzlich kam mir seine Aufforderung als Zumutung vor: »Ich habe keine Lust, mich zu amüsieren!«, schrie ich hinein. Er antwortete nicht. Ich lehnte mich an die Brüstung, schaute wieder hinauf und verspürte ein schier lüsternes Sehnen, dass jetzt, gerade jetzt eine Sternschnuppe einen leuchtenden Riss übers Firmament ziehen möge. Der naive Trotz hatte sich eingestellt, dass mir Joshua ein Zeichen geben müsse.

Er war still hinzugetreten und legte auf einmal seine Arme um mich: Anatol. Am Nacken spürte ich einen Atemschwall, als er sagte: »Er war also dein Klient?« Ich bejahte, ebenso verwundert wie beglückt darüber, dass er meine Bemerkung also doch gehört hatte. Anatol schwieg. Schwer sein Atem an meinen Ohr. Flüsterte schliesslich mit belegter Stimme:

»Gell, ich bin ein zynisches Ekel, das denkst du doch?«

«Manchmal, ja!«

»Ich bin es wirklich. Immerdar! Ein zutiefst ungläubiger Thomas dazu!«

Fast hätte ich herausgelacht, so skurril tönte die Formulierung aus seinem Mund. Aber er fuhr fort und wurde immer lauter:

»Zynisch, wie die Konzentrationslager. Und ihretwegen zynisch. Seit ich achtzehn bin. Da verlor ich meinen Kinderglauben. Geschichtsstunde in der Sekunda. Wir sahen einen Film. Leichenberge. Ausgemergelt, fast skelettierte Tote. Viele Kinderkörperchen darunter. Das Grauen und die Erkenntnis waren eins: es gibt keinen Gott. Menschen dürften einander alles antun, ohne dass eine höhere Instanz eingreift. Also gab es keine. Ich erinnere mich, dass ich danach viele Nächte, als letzter verzweifelter Versuch, den nicht existierenden Allmächtigen zu provozieren versuchte: „Du Arsch! Tust, als ob es dich gäbe! Geniesst es, dass wir vor dir auf die Knie gehen! Eitel und machtlos. Also überflüssig! Feiger Schweinehund, melde dich...“

Mir war zunehmend unwohl ob Anatols Ausbruchs. Deshalb fiel ich ihm ins Wort: »Warum sagst du mir das?«

»Weil jetzt Türme und Tempel einbrechen! Ich fühle mich gerettet, Mara, als ob mein Kinderglauben zurück sei.«

So sprach A., mein Mann, Wissenschaftler und überlegener Spötter, und eine Sternschnuppe raste mit scharfem Schweif zum Hügelkamm im Westen und beschied mir den bislang kitschigsten und dennoch bedeutsamsten Augenblick meines Lebens; nicht zu unterschätzen dabei: A. hielt seine warmen Hände auf meinem Bauch gefaltet.

(Folgend: Fünf Kapitel bis Romanende.)